

# SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND  
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**APRIL-JUNI 1977  
HEFT 2**

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von  
Landschaft, Volkstum, Kultur  
Herausgegeben vom  
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

28. Jahrgang Heft 2  
April – Juni

Redakteur: Willy Leygraf

Redaktionsausschuß: Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Willy Leygraf, Hans-Martin Maurer, Helmut Schönamsgruber.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Für Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt er jährlich DM 25,-, für Einzelhefte DM 6,50 (zuzüglich Versandkosten, incl. 5,5% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 22 32 43.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im KONRAD THEISS VERLAG, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 43 29 81.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs-  
dienst Aalen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus-  
zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:  
Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 22 32 43

## Inhalt

WILLY LEYGRAF Zur Sache .....	99
JOHANNES WALLSTEIN Der Park von Hohenheim in literarischer Spiegelung .....	100
MAX BÄCHER Ballereien im Park .....	106
HUGO BAUMANN Erholungslandschaft Schönbuch .....	107
WILLY LEYGRAF Landschaft unter dem Anspruch der Industriegesellschaft .....	114
HANS-DIETER STOFFLER Naturschutzgebiet Irrenberg .....	127
ADOLF SCHAHL Kain im Westportaltympanon des Ulmer Münsters .....	132
FRITZ WENZEL Die Sicherung der Stiftskirche Herrenberg ....	137
URSULA ZOLLNER Tübingen: Das Schimpfeck am Lustnauer Tor .....	143
HANS MAYER Hermann Hesse 1977 .....	145
EBERHARD STIEFEL Der junge Mozart auf der Reise durch Württemberg .....	149
ERNST HIRSCH Zur Entstehungsgeschichte des sogenannten Waldenserwappens .....	153
Buchbesprechungen .....	156
Aufgelesen .....	168
Anschriften der Verfasser .....	168
Mitteilungen des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES .....	170



Willy Leygraf

## Zur Sache

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT bezeichnet sich als eine Zeitschrift zur Pflege von Landschaft, Volkstum, Kultur. Sie bezieht diese Aufgabenstellung auf ihr Vereinsgebiet, das heißt auf die ehemals württembergischen und hohenzollerischen Teile des Landes Baden-Württemberg. Sie ist dabei vor allem darauf verwiesen, Hintergründe aufzuzeigen, Zusammenhänge darzustellen. Denn eine Vierteljahresschrift wie die SCHWÄBISCHE HEIMAT kann nicht aktuell sein, indem sie berichtend und kommentierend dem Lauf der Tage, Wochen und Monate folgt. Sie kann nur in ganz seltenen Fällen Beiträge leisten zu tagesaktuellen Diskussionen. Es ist nur konsequent, wenn man auch wichtige persönliche Termine («runde» Geburtstage, Ehrungen, Todesfälle) nicht zu denjenigen Anlässen zählt, die durch Aufsätze in dieser Zeitschrift abgedeckt werden müssten: Wichtiges ist wichtig auch ohne die Beziehung zu bestimmten Tagen, Vergessenes kann in der Regel auch von Jubiläumsreden nur für die Dauer solcher Reden der Vergessenheit entrissen werden. Die SCHWÄBISCHE HEIMAT wird sich deshalb nicht drängelnd bemühen, irgendein Jubiläum doch – bitte, bitte! – mitfeiern zu dürfen. Wir wissen um die Herkunft der Gegenwart aus der Geschichte auch ohne geräuschvolle Jubelfeiern. Und nehmen den nun einmal gegebenen Tagesanlaß eben als Anlaß für eine Hinwendung zu der zu feiernden Person oder Sache. Nicht, um sie beschreibend oder würdigend zu umfassen, uns gar selber mit ihr zu schmücken. Wir wollen vielmehr jeweils aus gegebenem Anlaß einen Beitrag zur Sache leisten: Zum heutigen Verständnis HERMANN HESSES – aus Anlaß seines 100. Geburtstags, zur Deutung einzelner Reliefszenen am Ulmer Münster zu dessen 600-Jahr-Feier. Oder – aus Anlaß der Bundesgartenschau – zur Diskussion darüber, wie Menschen mit Natur und Landschaft umgehen, wie sie mit Park und Garten die Natur an ihre Wohnungen heranholen, wie sie hinausstreben, um sich in Natur und Landschaft wohlzufühlen. Und in eben dieser Weise nehmen wir den 2. Juni 1977 zum Anlaß einer solchen Hinwendung: Seinen 70. Geburtstag feiert an diesem Tage der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, Regierungspräsident a. D. WILLI K. BIRN. Ihm widmen wir dieses Heft der SCHWÄBISCHEN HEIMAT.

## Das Titelbild

illustriert ein Hauptthema dieses Heftes: *Mensch und Landschaft*. Mit dem oben wiederholten Ausschnitt wird der Schönbuchtag 1972 zitiert und damit das aktive Eintreten vieler Bürger für die Erhaltung des Erholungsgebietes Schönbuch. Damals war gerade das Projekt eines Großflughafens im Schönbuch abgewendet worden. Einer der wichtigsten Streiter für die Erhaltung des Schönbuchs war der verstorbene Tübinger Landrat OSKAR KLUMPP (im Vordergrund rechts, im Gespräch mit Frau RUT BIRN; hinter ihm der frühere Tübinger Forstpräsident DR. PAUL KIRSCHFELD). Engagierter Mitstreiter und Mitwanderer: der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES und damals noch amtierende Tübinger Regierungspräsident WILLI K. BIRN (ganz links im Bild). Foto: Manfred Grohe

# Der Park von Hohenheim in literarischer Spiegelung

Johannes Wallstein

Wieder einmal gibt eine Gartenschau den Stuttgarter Anlagen gestaltend-umgestaltend ein verändertes, ein neues Gesicht und läßt erneut deutlich hervortreten, daß aus dem einst fürstlichen Schloßgarten und Park längst ein Garten der Bürger geworden ist. Vergleichbar ist die Funktion von Garten und Park in Ludwigsburg – wenn auch die Geschichte etwas anders verlaufen ist: Als 1954 zur 250-Jahrfeier Park und Garten zum «Blühenden Barock» hergerichtet wurden, nahmen auch die neuen Anlagen, wo sie der Architektur zugeordnet sind, höfisch-festliche Töne und Formen auf, während aus der Entstehungszeit des Schlosses wenig oder nichts an Gartenpracht überliefert war (weil es da vermutlich gar nicht so sehr viel Ausgeführtes gegeben hat). Ein dritter Schloßpark im Stuttgarter Raum liegt ein wenig abseits der großen Besucherströme: Hohenheim. Es mag sinnvoll sein, sich bei Gelegenheit der Stuttgarter Gartenschau auch einmal wieder diesem Hohenheimer Park zuzuwenden.

Dabei soll nicht unbedingt versucht werden, beschreibend wiederherzustellen, was heute nur noch in einigen wenigen Relikten und seit kurzer Zeit auch wieder in musealer Dokumentation am Orte selbst sichtbar und anschaulich ist. Vielmehr soll hier dieser Park von Hohenheim sozusagen in der Spiegelung vorgewiesen werden, den er in der Literatur gefunden hat: Bei HERMANN KURZ, JOHANN WOLFGANG GOETHE und FRIEDRICH SCHILLER. In dieser umgekehrten Reihenfolge gewinnt man am ehesten ein Bild; und vielleicht gelangt man auch so am ehesten zu einer angemessenen Würdigung von Absicht und Verwirklichung.

In seinem Roman *Schillers Heimatjahre* zeichnet HERMANN KURZ die Begegnung SCHILLERS mit seinem Herzog nach, bei der SCHILLER sich wegen seiner heimlichen Ausflüge nach Mannheim zu den Räuberaufführungen verantworten mußte. Heinrich Roller, der Held des Romans, erfährt, er werde im Tempel des Merkur erwartet:

*Heinrich folgte dem gegebenen Wink und ging zum Park, wo ein zerfallener Bogen mit alten Standbildern in den Nischen ihm manchen bedeutenden Anblick verhieß. Ein Fischerhäuschen, mit Schilf bekleidet, stand dicht daneben, und eine gerade Allee, mit Gras bewachsen und dem Anschein nach ungebraucht, lief weit zwischen den Gebüsch hin. Er wollte in der Allee fortwandeln, als ein Mann, den er sonst schon in der fürstlichen Umgebung gesehen zu haben sich erinnerte, zur Rechten aus dem Dickicht trat und ihm mit freundlichem Lächeln winkte.*

*«Wohin?», rief er. – «Zum Tempel des Merkur.» – «Folgen Sie mir!», sagte jener und schlug den schmalen Pfad, auf dem er gekommen war, durch die Gebüsch ein.*

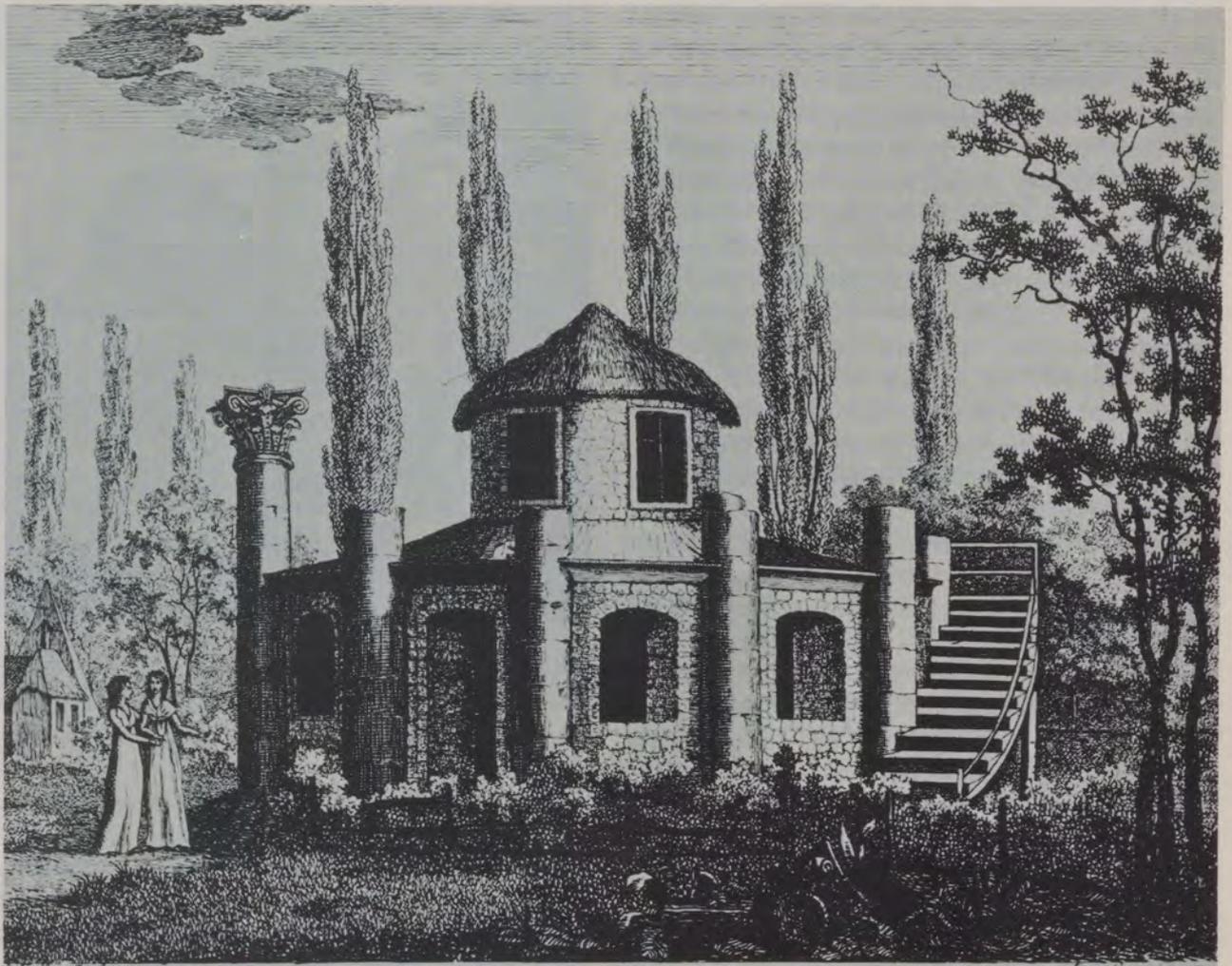
Dieser Begleiter erläutert und beschreibt nun – wohl mehr für den Leser als für Heinrich Roller – eine Reihe von Anlagen und Eigenheiten des Hohenheimer Parks – vor allem das «Dörfle», das deutlich auf des Herzogs Franziska, die Reichsgräfin von Hohenheim, zugeschnitten ist, auf ihre manchmal kindliche Freude am Ländlichen, an den «einfachen Leuten» – zugleich aber auch auf ihre teils aus Frömmigkeit, teils aus landesmütterlicher Fürsorge zu erklärende Neigung zu erzieherischem Bemühen.

*«Sie hätten keinen besseren Tag wählen können!», rief der andere lebhaft. «Es war heut ein glänzendes Fest hier im Garten, zu Ehren Franziskas: alt und jung und jeder Rang und Stand brachten ihr in Versen ihre Huldigung dar. Im römischen Gefängnis lag eine große Menge von langbärtigen Gefangenen, welche freigegeben wurden; die Bauern von Plieningen hatten sich seit vielen Wochen die Bärte dazu müssen wachsen lassen. Der Herr ist sehr gnädig, ich sah ihn lang nicht in so guter Laune. Auch der Wasserfall ist losgelassen worden; man hat die sechs Seen dort hinten seit mehreren Tagen geschwellt. Ich glaube, er läuft noch; wenn sie keine Zeit versäumen. – Von diesen Hohenheimer Wasserkünsten wird gelegentlich wieder zu reden sein. Hier jedoch setzen wir den Weg zum Tempel des Merkur fort:*

*Sie traten bei den hohen Trümmern eines gotischen Gemäuers hervor, an welches sich einige schlichte Gebäude, durch ein eisernes Gittertor untereinander verbunden, anlehnten. «Das ist das Schulhaus», sagte Heinrichs Führer, auf das verschobene, niedrige Hauptgebäude mit Flickwerkweisend. «Wie!», rief Heinrich, «es ist ja so still und menschenleer». «Heute ging es laut hier zu: ein Häuflein Kinder war da und sang der Herzogin ein Lied.» – Er ließ ihn in die Schulstube hineinsehen, welche mit Bänken und Katheder, mit Lesetafeln, Schulgebeten und Landkarten in aller Form ausgestattet war. Dann führte er ihn an kleinen Obst-, Gras- und Küchengärten vorüber, die, anscheinend für den Gebrauch des Schulmeisters bestimmt, das einsame Häuschen umgaben, in das Gebüsch.*

*Nach einer neuen Wanderung tauchten drei Kuppeln aus dem vielverschlungenen Dickicht auf. «Dort ist der Tempel! Ich muß Sie jetzt verlassen, es wird nicht geheuer sein.» – Mit diesen Worten war er im Wäldchen verschwunden.*

*Heinrich ging weiter, und bald schimmerte ihm ein heiteres weißes Gebäude entgegen. Er umging es und fand vorn*



Keiler Sculp.

Los. Carmine. etc.

*Der Zirkelbau  
aus der engg. Anlage Hohenheims.*

einen Portikus mit vier Säulen und darüber im Giebfeld einen Merkurstab nebst anderen Emblemen des Gottes. Zwei kleine niedere Flügel waren auf beiden Seiten angebaut, und auf jeder der drei Abteilungen saß eine Kuppel. Er sah, daß er an dem bestimmten Orte sei und näherte sich dem freundlichen Tempel; da trat ihm aus dem Innern zwischen den Säulen der wundersame Mann entgegen, der diese reizende Wildnis geschaffen hatte. Er trug ein einfaches Gewand und einen leichten Mantel darüber. «Wer seid Ihr, Fremdling, und was wollt Ihr?», rief er zwischen den Säulen hervortretend dem Ankömmling zu, «was wollt Ihr? Ich bin der Herr dieses Gartens.»

Es folgt nun ein zweiter Streifzug durch den Park von Hohenheim, dessen Weg der Herzog bestimmt. So wie er sich nur als Herr dieses Gartens bezeichnet hat, so hat auch Heinrich eine Art von Namenlosigkeit angenommen und sich vorgestellt als heimatloser Wanderer, der den Frieden sucht. Der Herzog zeigt ihm

nun den von ihm bestimmten, nach seinen Absichten angelegten Park unter dem Aspekt, daß hier der Frieden zu finden sei: «Hier oder nirgends ist seine Wohnung.» Sie verließen den Tempel und gingen auf Pfaden, die sich schlängelten und kreuzten, zwischen hohen Bäumen und dicht verwachsenem Gebüsch fort. Oft schimmerten Gebäude aus dem verworrenen Grün, aber der Herr des Gartens, wie er sich genannt hatte, lenkte jedesmal seine Schritte abwärts, und das Dickicht verschlang die lockenden Erscheinungen wieder. Endlich befanden sie sich am Ufer eines langen, fischreichen Sees, mit Weiden und hohen Pappelwänden umgeben. Eine Gondel wartete ihrer; der Herr des Gartens bestieg sie und winkte dem Wanderer, ihm nachzufolgen und das Ruder zu ergreifen. Einige leichte Schläge führten sie an dasjenige Ufer; in geringer Entfernung blickte durch die Pappeln etwas, das dem vorhin gesehenen Fischerhäuschen mit seiner Schilfbekleidung gleich. Sie stiegen aus, gingen

am Ufer entlang und verloren sich, wo der See aufhörte, wieder in der Wildnis. Aus einem dunkeln Tannenhain in der Nähe murmelte melodisch eine Quelle. Sie durchschnitten eine breitere Allee und befanden sich, von neuem aus dem Dickicht hervortretend, bei den Ruinen einer antiken Wasserleitung, an welche einige ländliche Gebäude, heimlich wie Schwalbennester, angelehnt waren. In schnellem Wechsel folgten nun die seltsamsten Erscheinungen: Grabmäler, Hirten- und Bauernhäuser, Überreste alter Mauern und Türme, eine Moschee, ein römisches Bad mit einem offenen Tempel darüber, auf dessen Kuppel der römische Adler schwebte, während an den Unterlagen der jonischen Säulen und an den Doggen des Geländers ein mittelalterlicher Baumeister mit seiner Architektur dem Verfall aufgeholfen zu haben schien; Schweizerhäuser, eine Pyramide, jener des Cestius gleichend, gotische und römische Türme, dazwischen Baumgruppen, Weideplätze, Tempel, Gärten, umzäunte Felder, Scheune, Haus und endlich sogar, wo sie dem sanft rauschenden Bach, der das römische Bad durchfloß, wieder begegneten, eine Mühle mit einem angebauten Lusthause.

Da ist nun so ziemlich all das beieinander, was neuere Beurteiler schlichtweg als «Firlefanze» bezeichnen. Und doch muß man vielleicht Unterschiede machen zwischen dem, was im Park von Hohenheim erdacht und verwirklicht worden ist und den Anhäufungen historisierender Architektur in manchen anderen zeitgenössischen Parks, die oft in der Art ihres Zustandekommens (wenn auch nicht im Format) Ähnlichkeit haben mit der Villa des römischen Kaisers HADRIAN bei Tivoli: was immer der Kaiser sah auf seinen Reisen und was ihm Eindruck machte, er ließ es in seiner Villa als Kopie wiedererstehen: nachgebaute Souvenirs von Reisen nach Griechenland, Kleinasien, Ägypten. Für HERMANN KURZ und die Gestalten seines Romans gibt es keinen Zweifel daran, daß die Hohenheimer Anlage eben nicht das Ergebnis von Zufall und Laune, sondern aus einem Konzept entwickelt worden ist, das ihr Bedeutung verleiht. Heinrich Roller liest dieses Konzept sozusagen an der Ausführung ab, als er sich aufgefordert sieht, zu sagen, was er gesehen hat, zu erklären, ob es sich zu faßlichen Gedanken bei ihm niedergeschlagen hat:

«Einen Teil der Weltgeschichte habe ich gesehen, hoher Herr!», rief der Wanderer lebhaft, «und viele Geschlechter von Menschen sind im Geist an mir vorübergegangen.» Ich stand auf den Trümmern einer römischen Stadt; die Reste der Mauer, die uns auf unserer langen Wanderung überall begegneten, bezeugen noch ihre Ausdehnung und könnten die Gelehrten mit Erörterungen und Streitigkeiten vielfach beschäftigen.

Römische Kolonisten waren es, die hier zuerst sich niederließen und in so weiter Entfernung die Herrlichkeiten ih-



Das römische Bad.  
Eine Partie des engl. Gartens bey Hohenheim.

res heimischen Roms, die Pyramide des Cestius, Vesta- und Cybele-Tempel, Neros Grab und – hier tauchen sie eben vor uns auf – die berühmten Thermen Diokletians wiederholten. Aber Bögen und Säulen sind zerfallen und haben sich tief und tiefer in den Schutt eingewühlt. Andere Geschlechter sind über die Erde gegangen; alle haben sie dieser reizenden Stelle ihre Huldigung dargebracht. Ich sah flüchtige Zeichen einer maurischen Niederlassung. Bleibender haben sich unsere deutschen Vorfahren angesiedelt und den Altertümern der dorischen und jonischen Säulen ihre gotischen Pilaster, Türme und Kapellen, auch diese jetzt in grauer Ehrwürdigkeit prangend, an die Seite gesetzt. Sie zeigten Sinn für die Großheit dessen, was ihnen die römischen Fremdlinge überliefert hatten, sie suchten den Zerfall aufzuhalten; und indem sie ihm Stützen und Basen von ihrem eigenen Geschmack unterbauten und den römischen Kerker zu einer mittelalterlichen Burg mit Wallgraben und Zugbrücke umschufen, haben sie eine seltsame, nicht ungefällige Mischung hervorgebracht, einen phantastischen Baustil, der keinen Vorwurf der Willkür erleidet, weil eine historische Folge der Zeiten in ihm erscheint. Diese Pietät erinnert lauter als geschriebene Zeugnisse an das ritterliche Geschlecht der Bombasta, die vordem hier gehauset haben. Auch ist mir, an die Reste eines schönen Porticus angeschmiegt, ein küchenartiges Gefäß aufgefallen, das ich ohne Mühe für das Laboratorium des magischen Meisters Paracelsus erkennen könnte. Und nun hat ein neues Geschlecht auf diesem Boden, der schon vor Jahrtausenden den Menschen gütig war, seine kleinen, harmlosen Nester gebaut. Es sind friedliche Kolo-

nen, auf Wohnlichkeit und Nutzen vor allem bedacht. Bruchstücke gewundener Säulen und rauhe Steine von verfallenen Kapellen haben sie, nur die Brauchbarkeit zum Maßstab nehmend, nebeneinander in die Wände ihrer Hütten eingemauert; sie tränken ihr Vieh aus den marmornen, kunstreich gehauenen Muscheln und haben die Rumpfe alter Türme und die Überreste des Kirchleins seltsam mit Stroh gedeckt, um warm darunter wohnen zu können. Das alte Rathaus mit der wohl erhaltenen Inschrift *Senatus Populusque Romanus* dient ihren schlichten Magistratssitzungen, welchen die Geister jener Senatoren mit verwundertem Lächeln lauschen mögen. Doch fehlt es auch hier nicht an vereinzeltm Reichtum und Geschmack; neue Häuser erheben sich neben den niedrigen Schäferhütten, und das Innere der alten Tempel ist mit Pracht und heiterer Kunst ausgestattet. Aber die Kolonie selbst, die aus den roten Backsteinen der Römermauer ihre kleinen Häuschen, malerisch von den zerfallenen Arkaden überragt, aufführte, predigt nichts als den Wert der Genügsamkeit und des ländlichen Stilllebens. Ihre Schneckenwohnungen sind nicht für die Dauer gebaut, sie machen keinen Anspruch auf die Bewunderung kommender Geschlechter; dafür sind sie auch nicht dem Hohn der Zeit bloßgestellt, den diese prunkenden Säulen erlitten haben. Hier ist Friede! sagt der Genius des Orts, Pracht und Größe zerfallet, aber einfacher Sinn, auf stilles Glück gerichtet, siegt über Zeit und Tod.

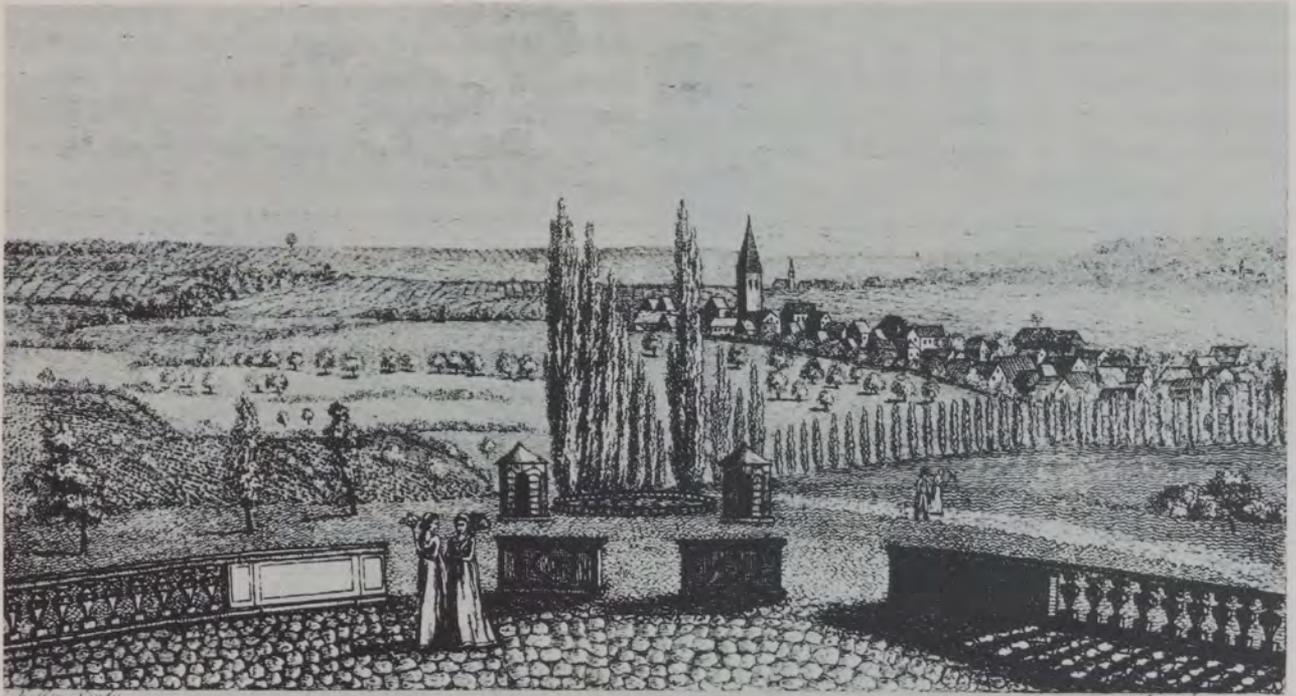
Der Herr des Gartens scheint zufrieden zu sein mit dieser Schilderung und Deutung seiner Anlagen und Absichten. Auf das dadurch ausgelöste erkennbare Wohlwollen vertrauend, erlaubt sich Heinrich Roller eine kritische Anmerkung: *Nur eins vermißt man in diesem reizenden Bilde, das Leben! Diese lieblichen Weiden, diese reinlichen Hütten verlangen bevölkert zu sein, und die Ruhe der Vergangenheit wäre noch schöner hervorgehoben, wenn eine heitere Gegenwart wirklich und nicht bloß zum Schein ihren belebenden Sitz hier aufgeschlagen hätte.*

Dieser Einwand entspricht fast wort-wörtlich denjenigen, die in der Zeit des jungen SCHILLER, in den Jahren vor der Französischen Revolution häufig zu hören waren. Der Sturm und Drang entdeckte wieder Natur und Natürlichkeit, er wandte sich gegen das Gezierte und Gekünstelte des ausgehenden Rokoko. Allerdings in Hinsicht auf die Anlage und Gestaltung von Gärten und Parks zunächst noch ohne nachhaltigen Erfolg. Bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts «verzierte» man Parklandschaften mit nachgeahmten Tempeln und künstlichen Ruinen. (Die Übertragung der gotischen Kapelle aus Hohenheim auf eine Insel im See bei Schloß Monrepos gehört ebenso zu diesen fortwirkenden Künstlichkeiten wie die Anlage der romantischen Passagen des Ludwigsburger Schloßparks um Emichsburg und

Schüssele-See.) SCHILLERS Herzog – auf jeden Fall der von HERMANN KURZ geschilderte – mag die Forderung nach Natürlichkeit, Realität, Leben in einer solchen Ideallandschaft nicht anerkennen: *«Das Leben ist außerhalb», sagte der Herr des Gartens, «für die Hauptbedingung des Daseins, für die Agrikultur, geschieht alles da draußen. Aber hier soll sich kein Widerstreit eindringen. Diese Räume beleben sich nur an hohen Festen, wo sie bestimmt sind, die heitersten und reinsten Seiten des Lebens abzuspiegeln. Das Bild des Lebens ist höher als das Leben selbst.*

Diesem Versuch von HERMANN KURZ, die Hohenheimer Parkanlagen aus Absicht und Vorstellung ihres Urhebers zu verstehen und zu deuten, sei die krasseste zeitgenössische Ablehnung gegenübergestellt: Am 1. September 1797 besuchte GOETHE Schloß und Park Hohenheim. Er notierte seine Eindrücke: *Hohenheim selbst, der Garten sowohl als das Schloß, ist eine merkwürdige Erscheinung. Der ganze Garten ist mit kleinen und größeren Gebäuden übersät, die mehr oder weniger teils einen engen, teils einen Repräsentationsgeist verraten. Die wenigsten von diesen Gebäuden sind auch nur für den kürzesten Aufenthalt angenehm oder brauchbar. Sie stecken in der Erde . . . Folgen einige Anmerkungen des in allen Fächern beschlagenen Reisenden über das Bauen am Hang, wobei man nicht in den Hang hinein bauen sollte, sondern so, daß alle Räume außerhalb des Erdreichs liegen, man müsse den hinteren Sockel zuerst bestimmen . . ., der vordere mag alsdann so hoch werden, als er will. Dennoch, meint Goethe, wäre künftig bei einer Abhandlung über Gärten dieser in seiner Art als Beispiel aufzustellen. Bei diesen vielen kleinen Partien ist merkwürdig, daß fast keine darunter ist, die nicht ein jeder wohlhabende Partikulier ebensogut und besser haben könnte, nur machen viele kleine Dinge zusammen leider kein großes. Und dann ist auch bei GOETHE von den Wasserkünsten – wenn man das in Hohenheim so nennen kann – die Rede: *Der Wassermangel, dem man durch gepflasterte schmale Bachbetten und durch kleine Bassins und Teiche hat abhelfen wollen, gibt dem Ganzen ein kümmerliches Ansehen, besonders da auch die Pappeln nur ärmlich dastehen. Insgesamt findet GOETHE kaum Wissens- noch Nachahmenswertes in diesem Garten. Eine einzige altgotisch gebaute, aber auch kleine und in der Erde steckende Kapelle wird jetzt von Thouret, der sich lange in Paris und Rom aufgehalten und die Dekoration studiert hat, mit sehr vielem Geschmack ausgeführt; nur schade, daß alles bald wieder beschlagen und vermodern muß und der Aufenthalt, wie die übrigen, feucht und ungenießbar ist. (Hier handelt es sich um die bereits erwähnte, später nach Monrepos übertragene Kapelle.)**

Allzu ausführlich, meint GOETHE, brauche er die Hohenheimer Anlagen nicht zu rezensieren, weil sie



*Aussicht des Schlosses Hohenheim  
gegen das nahe gelegene Dorf Pleinigen.*

schon beschrieben seien, etwa im «Gartenkalender». Er meint damit den *Gartenkalender auf das Jahr 1795*, erschienen bei COTTA in Tübingen. Eben den nun hat SCHILLER rezensiert. Und dabei nicht nur allgemeine Bemerkungen zur Gartenkultur gemacht, sondern insbesondere auch die Darstellung des Hohenheimer Parks nachgezeichnet. Manches ging in diese Rezension ein, was aus der eigenen Erinnerung stammt, manches mag auch durch diese Erinnerung ein wenig veränderte Dimensionen und Bedeutungen bekommen haben. Auf jeden Fall sehen wir SCHILLER bereit, abzuwägen und zu verstehen, was zur Interpretation der Hohenheimer Anlagen vorgebracht wird: *Jedem, der diese mit Recht berühmte Anlage entweder selbst gesehen oder auch nur vom Hörensagen kennt, muß es angenehm sein, dieselbe in Gesellschaft eines so feinen Kunstkenner zu durchwandern. Es wird ihn wahrscheinlich nicht weniger als den Recensenten überraschen, in einer Composition, die man so sehr geneigt war für das Werk der Willkür zu halten, eine Idee herrschen zu sehen, die, es sei nun dem Urheber oder dem Beschreiber des Gartens, nicht wenig Ehre macht.*

SCHILLER kennt die Einwände, die gegen die Anlagen in Hohenheim geäußert wurden: *Die meisten Reisenden, denen die Gunst widerfahren ist, die Anlage zu Hohenheim zu besichtigen, haben darin, nicht ohne große Befremdung, römische Grabmäler, Tempel, verfallene Mauern u. dergl. mit Schweizerhütten, und lachende Blumenbeete mit schwarzen Gefängnismauern abwech-*

*seln gesehen. Sie haben die Einbildungskraft nicht begreifen können, die sich erlauben durfte, so disparate Dinge in ein Ganzes zu verknüpfen.*

Aber dann folgt SCHILLER der von ihm rezensierten Interpretation durchaus zustimmend: *Die Vorstellung, daß wir eine ländliche Colonie vor uns haben, die sich unter den Ruinen einer römischen Stadt niederließ, hebt auf einmal diesen Widerspruch und bringt eine geistvolle Einheit in diese barocke Composition. Ländliche Simplicität und versunkene städtische Herrlichkeit, die zwei äußersten Zustände der Gesellschaft, grenzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wunderbar schön in dem Gefühl des siegenden Lebens. Diese glückliche Mischung gießt durch die ganze Landschaft einen tiefen, elegischen Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwischen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuß schwankend erhält und noch lange nachhallet, wenn schon alles verschwunden ist.*

Es scheint, daß hier die Vorlage gegeben ist für die ausführliche Schilderung und Deutung, die HERMANN KURZ in *Schillers Heimatjahren* ausbreitet. Aber auch der rezensierende SCHILLER gerät aus der Besprechung einer Beschreibung unversehens selbst ins Beschreiben: *Der Verfasser nimmt an, daß nur derjenige über den ganzen Werth dieser Anlage richten könne, der sie im vollen Sommer gesehen; wir möchten noch hinzusetzen, daß nur derjenige ihre Schönheit vollständig fühlen könne, der sich auf einem bestimmten Wege ihr nä-*

hert. Um den ganzen Genuß davon zu haben, muß man durch das neu erbaute fürstliche Schloß zu ihr geführt worden sein. Der Weg von Stuttgart nach Hohenheim ist gewissermaßen eine versinnlichte Geschichte der Gartenkunst, die dem aufmerksamen Betrachter interessante Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirtschaftlichen Gärten, an denen sich die Landstraße hinzieht, zeigt sich demselben der erste physische Anfang der Gartenkunst, entblößt von aller ästhetischen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die französische Gartenkunst mit stolzer Gravität unter den langen und schroffen Pappelwänden, welche die freie Landschaft mit Hohenheim in Verbindung setzen und durch ihre kunstmäßige Gestalt schon Erwartung erregen. Dieser feierliche Eindruck steigt bis zu einer fast peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schlosses durchwandert, das an Pracht und Eleganz wenig seines Gleichen hat und auf eine gewiß seltene Art Geschmack mit Verschwendung vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunstreiche Architektur der Zimmer und des Ameublements wird das Bedürfnis nach – Simplizität bis zu dem höchsten Grade getrieben und der ländlichen Natur, die den Reisenden auf Einmal in dem sogenannten englischen Dorfe empfängt, der feierlichste Triumph bereitet. Indes machen die Denkmäler versunkener Pracht, an deren traurende Wände der Pflanzler seine friedliche Hütte lehnt, eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit geheimer Freude sehen wir uns in diesen zerfallenden Ruinen an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgebäude nebenan ihre Gewalt über uns bis zum Mißbrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieser englischen Anlage finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltierte Natur, die nun nicht bloß den einfachen, sondern selbst den durch Kultur verwöhnten Menschen befriedigt und, indem sie den erstern zum Denken reizt, den letztern zur Empfindung zurückführt.

Wie sehr mag SCHILLER bei Niederschrift dieser Rezension noch an jenen Tag in Hohenheim gedacht haben, der später Vorbild wurde für die Schilderung bei Hermann Kurz? LUDWIG FRIEDRICH GÖRITZ berichtet darüber: SCHILLER hatte einige Male – und

sein Vorgesetzter hatte das toleriert – wegen angeblicher Krankheit den Dienst geschwänzt und war nach Mannheim gefahren, wo man seine «Räuber» spielte. Herzog KARL erfuhr es endlich, und als Schiller von einer solchen Reise zurückgekommen war, schickte er ihm ein Pferd aus dem Marstall und den Befehl, sogleich nach Hohenheim zu kommen und keinem Menschen etwas davon zu sagen. – Als SCHILLER in Hohenheim ankam, empfing ihn der Herzog sehr freundlich und liebevoll, erzählte ihm von seinen Anlagen und zeigte ihm einige, erkundigte sich nach seinen Umständen, und endlich sagte er rasch zu ihm: «Er ist auch in Mannheim gewesen, ich weiß alles; ich sage, sein Obrister weiß darum.» SCHILLER bekannte, daß er in Mannheim gewesen sei, leugnete aber schlechterdings, daß RAU etwas davon wisse, und so beharrlich, daß der Herzog vergeblich Bitten und Drohungen anwandte, vergebens drohte, ihn auf die Festung bringen zu lassen und seinen Vater außer Brot zu setzen. SCHILLER beharrte auf seinem Leugnen; er wurde sehr ungnädig vom Herzog entlassen («es werde nachkommen») und mußte zu Fuß wieder nach Stuttgart zurückkehren. Trotz dieser Erlebnisse und der nicht viel später erfolgten Flucht aus der Heimat findet SCHILLER nicht nur viel Positives an den Gartenanlagen eben dieses Herzogs KARL in eben diesem Hohenheim, er kommt auch zu einem nicht unbedingt positiven, aber doch so gut wie objektiven Schluß von den Anlagen in Hohenheim auf deren Urheber – und damit sind zum dritten Male die Wasserspiele von Hohenheim zu zitieren: Was man auch gegen eine solche Interpretation der Hohenheimer Anlagen vielleicht einwenden mag, so gebührt dem Stifter dieser Anlagen immer Dank genug, daß er nichts gethan hat, um sie Lügen zu strafen; und man müßte sehr ungenügsam sein, wenn man in ästhetischen Dingen nicht eben so geneigt wäre, die That für den Willen, als in moralischen den Willen für die That anzunehmen. Wenn das Gemälde dieser Hohenheimer Anlage einmal vollendet sein wird, so dürfte es den unterrichteten Leser nicht wenig interessieren, in demselben zugleich ein symbolisches Charaktergemälde ihres so merkwürdigen Urhebers zu erblicken, der nicht in seinen Gärten allein Wasserwerke von der Natur zu erzwingen wußte, wo sich kaum eine Quelle fand.

Mit Verständigungsschwierigkeiten beginnt es: Vom Park ist die Rede, dem Park mit den schönen alten Bäumen, den gußeisernen Bänken, dem einsamen Pavillon, den weiten Räumen, wo die Leute Schwäne füttern (oder Tauben vergiften), wo es nach frischem Gras riecht und der Lärm des Stadtverkehrs nur wie durch ein Filter zu hören ist, vom Park – nicht vom Parken.

Seit das Auto unsere Städte erobert hat, hat es auch Begriffe annektiert: Park – Parkhaus – Parkgarage – Parkplatz – Parkwächter – Parkleuchte – Parkuhr – Parkgebühr – Parksünder – Parkverbot. Mancher parkt sein Auto unter seinem Parkbaum, und mitten in der Innenstadt von Darmstadt gibt es ein Parkhotel, weil man dort in 8 Etagen parken kann. Nur der Schweizer trifft noch den feinen Unterschied und sagt: parkieren.

Park: Mittellateinisch *parricus* = *eingeschlossener Raum, Gehege, großflächig angelegte, umschlossene Grünanlage*.

Vom Pferch zum Park – parc – parco – parque. Oder: vom Pferch zum Sammelplatz, zum Fuhrpark, Geschützpark, Munitionspark, zum militärischen Depot für Belagerungsgerät. Man hat die Wahl und verwechselt. So werden aus Parkflächen unversehens Parkierungsflächen, aus Grün wird Grau; man stopft in den Park hinein, was anderswo keinen Platz hat, schnippelt von seinen Rändern immer wieder Streifen herunter für Straßenverbreiterungen, Bahnanlagen, Versorgungsanlagen und so (öffentliches Eigentum gehört ja niemandem), und man tröstet sich mit Omas großen Tischtüchern, die zum Schluß als Servietten auch noch ganz brauchbar waren. Mit den Parkrändern hat man zugleich die Zugänge zerstört, das Organ vom Organismus getrennt, den Park von der Stadt. Und nun wundert man sich, daß kein Mensch mehr hingehet, ist doch im Stadtplan alles grün geblieben. Verantwortungsbewußte Planer, Kommunalpolitiker und Klimatologen halten ihre schützende Hand über den Park, also stellt man die Hochhäuser daneben – eine feine Sache für die Bewohner und Angestellten, nur bleibt kein Park mehr übrig, sondern bestenfalls eine Grünanlage zwischen hohen Häusern. Auch die Hochstraße fällt im Plan kaum auf, das Grün geht unten durch. Zwar werden die Besucher nun auch von oben mit Lärm und Abgasen versorgt, aber was wollt ihr denn: keinem Baum wurde ein Blatt gekrümmt und der Plan ist so grün wie zuvor. Nur der Polizeipräsident registriert eine Zunahme der

Schüsse im Park, der inzwischen zum Kommunikationszentrum zwielichtiger Gestalten geworden ist. Man zuckt bedauernd die Achseln; man tut, was man kann und schiebt die Folgen sträflicher Planung kurzerhand jenen in die Schuhe, die diese auch nachts auf der Bank nicht ausziehen. Park und Kriminalität gehören offenbar zusammen wie Henne und Ei. So einfach ist das.

Aber es geht so nicht weiter. Nicht die Kriminalität hat die Parks zerstört, sie war vielmehr die Konsequenz aus ihrer zunehmenden Verwahrlosung und Unzulänglichkeit. Heute haben Stadtverwaltungen, Gartenbauämter, Landschaftsarchitekten und Politiker den unersetzbaren Wert dieser Grünflächen für die Großstadtbevölkerung neu entdeckt: man trägt wieder Grün. Wohlgemeinte Wettbewerbe zur Wiederbelebung von Parkanlagen werden ausgeschrieben und mit großer Anteilnahme diskutiert. Programme werden ausgeknobelt, wie man den alten Park mit neuem Leben füllen könnte, und man ruft nach Aktivierung: Bolzplatz, Kinderspielplatz, Altenecke, Minigolf, Würstchenbude und Biergarten, Grillplatz und Rollschuhbahn, Fitness und Trimm dich, Musikgarten und Liegewiese, Seecafé und Kunsteisbahn, Jubel, Trubel, Heiterkeit, kurz alles, was einem zum Stichwort Freizeitaktivitäten nur einfällt. Da werden Pläne vollgestempelt mit Aufzählungen nützlicher Tätigkeit wie: quatschen, matschen, planschen, buddeln, Krach machen, Kopf stehen. An jedem Baum wird kommuniziert, informiert, programmiert, diskutiert, agitiert und aktiviert. Agora, Forum, Speakers corner, Info! Man wird das Gefühl nicht los, daß auf einmal alles, was bisher nicht untergebracht wurde, in den alten Park zu dessen Aktivierung hineingepfercht werden soll, daß man den Teufel mit Beelzebub austreibt und den Park im Sinne eines Sammelplatzes von Belagerungseinrichtungen mißversteht. Statt Entrümpelung – Zerstörung durch Aktivierungsfanatismus! Statt Erholung – geplanter Freizeitterror! Von Schießerei zu Ballerei.

Auch die Kunst möchte sich an der Eroberung des Freiraums beteiligen, was nicht so schlecht wäre, wenn es um die künstlerische Qualität des Parkes ginge. Ob aber audiovisuelle Objekte, Multimedia, poppige Mobiles geeignete Mittel zur Aufwertung des Landschaftsraumes darstellen, muß dahingestellt werden, angesichts jenes künstlerischen Großobjektes, welches leicht mit acht- bis zehngeschossigen Gebäuden konkurrieren kann, ständig

Farbe, Form und Struktur wechselt, immer neue Lichtreize, akustische, ja sogar Duftreize erzeugt, zugleich noch mit umweltfreundlichen Einrichtungen zur Verbesserung und Kühlung der Luft ausgestattet ist, vor Regen und Sonne schützt, relativ unempfindlich gegen Beschädigungen ist, dauerhaft und völlig wetterfest, im Winter nicht eingestellt werden muß, mit lächerlich geringen Betriebskosten arbeitet und zu einem enorm günstigen Preis bei einer ungeahnten Vielzahl von Varianten erhältlich ist, jedes Stück ein Original: Nichts als ein Baum. Hört man nicht, daß unsere Zeit gekennzeichnet sei durch Leistungsdruck, durch Streß und Arbeitslast, durch Lärm und Reizüberflutung? Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh? – Ich bin für Passivierung!

Warum muß denn überall etwas los sein? Wie wär's denn mal mit gar nichts oder – statt ständig neue Bedürfnisse zu erfinden – mit der Frage, welche Bedürfnisse in unserer städtischen Massengesellschaft nicht befriedigt werden oder verkümmern? Zum Beispiel Alleinsein, Ausruhen, Nichtstun, Unge-störtheit, Entspannen, Abschalten, Besinnung, Betrachtung und Ruhe. *Solitude, Monrepos* nannten absolutistische Herrscher ihre Schlösser im Park.

Warum sollte, was einst das Privileg der Herrscher war oder Vorrecht begünstigter Schichten in einer bürgerlichen Gesellschaft, die Zeit hatte, sich im Park zu ergehen, warum sollte das heute nicht allen zugänglich und erreichbar sein? Warum sollte eine klassenlose Gesellschaft nicht mehr an der Sensation eines schön gestalteten Grünraumes in der

Stadt teilhaben dürfen? Wachsende Freizeit, Verkürzung der Arbeitszeit – Spaziergang im Park.

*Spaziare* – sich räumlich ausbreiten, sich ergehen. Dazu braucht man *spatium* – den Raum, den gebauten Raum. Die berühmten Schöpfer der Landschaftsparks wußten, wie sehr es auf deren künstlerische Gestaltung ankam, auf Harmonie und Kontrast der Farben und Formen, auf Perspektive und Fernwirkung, auf die Bewegung des Bodens und die Wirkung des Wassers, auf die Wegeführung, auf Baum und Raum. Der Park sollte Ersatz bieten für eine vom Menschen vernachlässigte Landschaft; Naturschönheit als ästhetischer Genuß. Heute hat sowohl der klimatische Nutzen des Parkes an Bedeutung gewonnen, als auch die natürliche Erholung in unmittelbarer Nähe der Stadt angesichts einer durch Nutzung zerstörten Landschaft. Gerade diese Qualitäten würde der Park einbüßen, ließe man das Wort der «Aktivierung» so vordergründig stehen. Ballereien im Park schätzt keiner, wenn er Ruhe sucht. Die Gefährdung droht dem Park heute weniger durch Überfälle als durch Überlastung mit zweckentfremdenden Einrichtungen, die eher auf einen Prater passen, und durch den kommunalpolitischen Ehrgeiz nach Besucherrekorden. Erhebungen haben gezeigt, daß ein Park überlastet ist, wenn auf 10 qm Wegfläche oder 100 qm Parkfläche mehr als 1 Person kommt. Überlastet wird er, wenn er als Depot für Freizeitnutzungen mißverstanden wird. Dann wird aus der Muße ein Muß. Dann werden Ballereien im Park zu Selbstschüssen, und auf dem Bolzplatz fallen nur noch Eigentore.

## Erholungslandschaft Schönbuch

Hugo Baumann

Am 27. März 1972 erklärte Ministerpräsident DR. HANS FILBINGER den Schönbuch zum Naturpark. Diese Erklärung hatte vielfache Bedeutung. Sie zog die Konsequenzen aus der bisherigen Entwicklung des Schönbuchs zu einem der wichtigsten Nah- und Wochenend-Erholungsgebiete des Landes. Sie sollte die zügige Fortführung und Erweiterung des Begonnenen sichern, erleichtern und fördern. Sie sollte weiter das Erholungsgebiet Schönbuch gegen jeden Anspruch und Eingriff schützen. *Mit dieser Erklärung ist der Schönbuch – last not least – als möglicher Standort eines neuen Flughafens endgültig aus der Diskussion ausgeschieden. Die Gefahr, daß zugunsten eines solchen Flughafens im Schönbuch Hunderte von Hektar Wald hätten geopfert werden müssen, ist gebannt. Im Schönbuch wird also nicht geholt. Wir haben uns für die*

*Hege und Pflege entschieden.* So Ministerpräsident FILBINGER am 27. 3. 1972. Diese Proklamation bestätigte die Geschichte und jüngste Entwicklung des Schönbuchs, sie bestimmte zugleich dessen Zukunft: er soll als Naherholungsgebiet erhalten und entwickelt werden und zu eben diesem Zweck auf die Dauer geschützt bleiben.

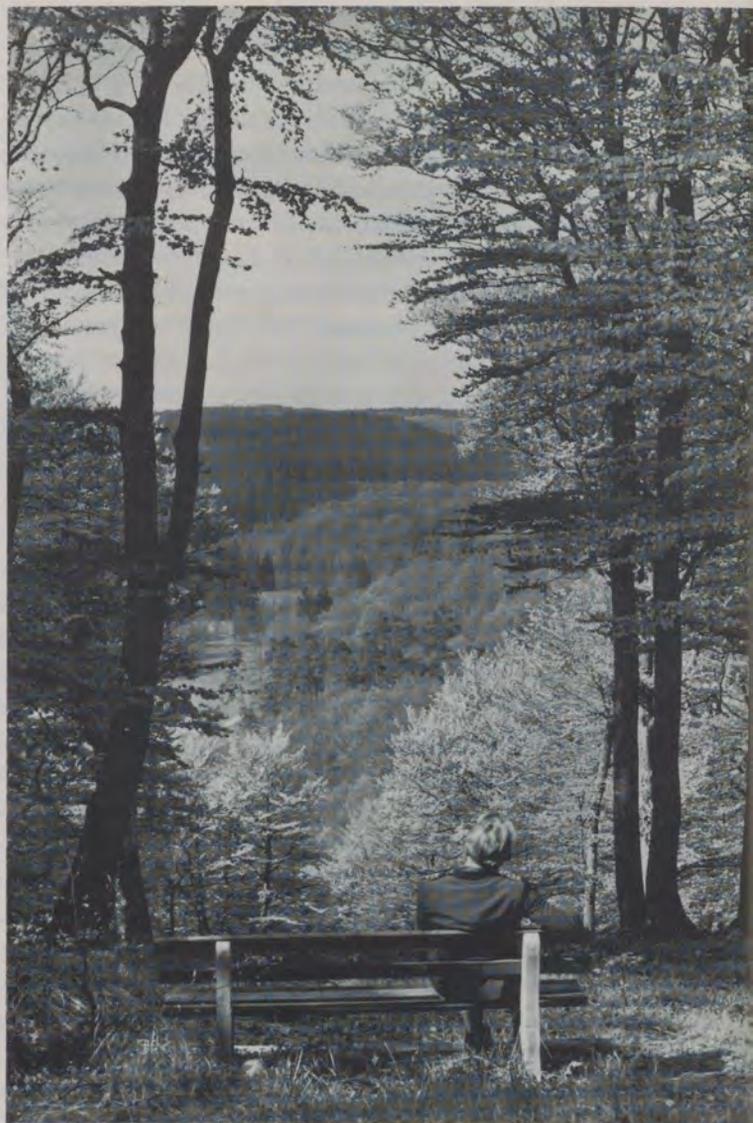
Rang und Bedeutung dieses Naturparks werden zunächst durch sein einzigartiges Landschaftsangebot bestimmt: ein geschlossener Waldkomplex von etwa 15 000 Hektar Ausdehnung im sonst waldarmen mittleren Neckarraum, von einem Kranz ständig wachsender Ballungs- und Industrie-räume umgeben (Böblingen–Sindelfingen, Stuttgart, Reutlingen–Tübingen). Der Reiz der Schönbuchlandschaft liegt sodann in der reichen Gliede-

zung des Geländes, bedingt durch den Schichten-  
aufbau der Keuperformation: kleinflächig wechseln  
härtere, Verebnungen bildende Sandsteine mit  
leicht verwitternden Mergeln, in die sich die zahl-  
reichen Bäche leicht einzunagen vermochten: so ent-  
stand die vielfältig gegliederte und reizvoll immer  
wieder abwechselnde Landschaft der Klingen und  
Täler. Dieser kleinflächige standörtliche Wechsel  
nach geologischem Untergrund, Hangrichtung und  
Neigung findet seinen weiteren Ausdruck in der  
vielfältig wechselnden Waldbestockung.

Aber die besondere Anziehungskraft des Schön-  
buchs hat möglicherweise auch noch andere Grün-  
de: Vielfalt und Reichtum geschichtlicher Entwick-  
lung haben zahlreiche Zeugnisse hinterlassen, das  
Kloster Bebenhausen vor allem, aber auch viele klei-  
nere, unscheinbare Denkmale; der Schönbuch ist  
hierzulande vielen auch als historische Landschaft  
im Bewußtsein. Und diese Geschichte ist auch hier  
und dort noch am Bestand des Waldes abzulesen,  
von den uralten Eichen des einstigen Hutewaldes  
bis zu den bunten Mischungen der Nachkriegsauf-  
forstungen.

Nicht zuletzt gehört es zu den Besonderheiten des  
Schönbuchs, daß hier (im einzigen innerwürttem-  
bergischen Rotwildgebiet) der Hirsch noch seine  
Fährte zieht, daß die Geschichte des Schönbuchs  
weithin auch eine Geschichte der Jagd ist.

Schon vor Gründung des Zisterzienserklosters Be-  
benhausen im 12. Jahrhundert war der Schönbuch  
bevorzugtes Jagdgebiet der jeweiligen Landesher-  
ren. Die Erhaltung dieses geschlossenen Waldgebiet-  
es bis auf die heutige Zeit verdanken wir nicht zu-  
letzt der Jagdleidenschaft der Tübinger Pfalzgrafen,  
später der Grafen, Herzöge und Könige von Würt-  
temberg. Die Kunde von den wechselnden Jagdver-  
hältnissen im Schönbuch bietet interessante Ein-  
blicke in den jeweiligen Zeitgeist. Seit alters waren  
Urrind, Hirsch und Sau heimisch; der Bär wurde  
erst im 16. Jahrhundert ausgerottet. Während des  
30jährigen Krieges waren Wolf und Luchs gar zu ei-  
ner Landplage geworden. Nach deren Ausrottung  
wuchsen die Rotwildbestände stark an: 1714 wird  
von 3000 Stück – das ist etwa das zehnfache des heu-  
tigen Bestandes – berichtet. Herzog KARL EUGEN soll  
im Jahr 1796 allein 200 Hirsche auf der Pirsch ge-  
streckt haben. Viel hatten die Bauern der Schön-  
buch-Randgemeinden unter den überhöhten Wild-  
beständen zu leiden. Im Wald selbst war an keine  
geordnete Bewirtschaftung zu denken. Wildseu-  
chen, Wilderei, aber auch die Abschlußforderung  
der Landstände führten letztlich zum totalen Nie-  
dergang der Jagd. Bekannt ist das Beispiel des «Dia-  
na-Festinjagens» unter König FRIEDRICH im Jahr



Täler gliedern die Waldlandschaft Schönbuch.  
(Alle Fotos zu diesem Aufsatz: Manfred Grohe)

1812, bei dem das zusammengetriebene Wild im  
Goldersbachtal südlich von Bebenhausen in weni-  
gen Stunden zusammengeschoßen wurde, allein  
etwa 600 Stück Rot- und Schwarzwild! In den Revo-  
lutionswirren nach 1848 war das Rotwild im Schön-  
buch nahezu ausgerottet. Einen systematischen  
Wiederaufbau leitete der letzte württembergische  
König WILHELM II schon während seiner Kronprin-  
zenzeit ein. 1888 ließ er sich die Jagdhütte auf dem  
Stungart-Plateau mit herrlichem Ausblick auf die  
Albberge errichten. Hier verbrachte er die Herbst-  
wochen während der Hirschbrunft. Die Wintermo-  
nate vereinten den württembergischen Adel sowie  
sonstige Prominenz zu den Hofjagden. Kapitale  
Hirsche wurden hierbei selten gestreckt; bei der  
geringen Naturräsung und unzureichenden zusätz-  
lichen Fütterung waren die Wildbestände zu hoch.  
Dementsprechend lassen auch die damals

entstandenen Nadelholzbestände heute noch die Schäden durch das Rotwild erkennen. Nach erneutem Niedergang in der Folgezeit des 1. Weltkrieges führten die Hegebestimmungen des Reichsjagdgesetzes wieder zum Ansteigen der Rotwildbestände, was besonders während und nach dem 2. Weltkrieg erneut beträchtliche Schäden in Wald und Feld zur Folge hatte.

Daß auf Grund dieser Erfahrung nach 1945 die Schönbuch-Randgemeinden nicht mehr bereit waren, ihre Wälder in ein den gesamten Schönbuch umfassendes Rotwildgebiet einbeziehen zu lassen, ist verständlich. Das Landwirtschaftsministerium entschloß sich daher 1958, das Rotwild auf den im Staatsbesitz befindlichen Kern des Schönbuchs zu beschränken. Die Errichtung des Geheges erfolgte zunächst 1958 westlich der Bundesstraße 27 und 1963 östlich dieser, wobei beide Teile durch einen verbreiterten Durchlaß – von uns scherzhaft «Cervidukt» genannt – verbunden wurden. Die gesamte Länge des Zaunes beträgt 36 km. Die einheitliche Bewirtschaftung dieses Rotwildreservates fand 1965 ihre konsequente Verwirklichung durch Bildung des 4500 Hektar umfassenden Gehegeforstamtes Bebenhausen aus dem Alt-Forstamt Bebenhausen sowie Teilen der Alt-Forstämter Einsiedel, Weil im Schönbuch und Tübingen.

Das heutige Erscheinungsbild des Waldes spiegelt noch den ständigen Wechsel der geschichtlichen Zustände und Ansprüche der Menschen an den Wald wider: Auf Zeiten vorwiegender Jagdnutzung folgten solche mit unregelmäßigem Raubbau am Holzbestand. Im Mittelalter war der Schönbuch als Viehweide von größerer Bedeutung; der jährliche Eintrieb von Rinder-, Ziegen- und Schweineherden und später die Waldstreunutzung schlossen jede natürliche Regeneration des Waldes aus. Neben überhöhten, durch die Landesherren erzwungenen Wildständen führten fortgesetzte Holzentnahme aufgrund sogenannter «Gerechtigkeiten» sowie Holzfrevel zu einem völligen Ruin des Schönbuchs um die Wende zum 19. Jahrhundert. Von Wald konnte zu diesem Zeitpunkt nicht mehr gesprochen werden; eher glich der Schönbuch einer Heidelandschaft, weiträumig mit Eichen und Buchen überstellt. (Bekannt ist der diesbezügliche Tagebucheintrag GOETHEs 1797 auf seiner Italienreise.)

Die erste verdienstvolle Tätigkeit einer geregelten Forstwirtschaft bestand in der Befreiung des Schönbuch-Kerngebietes von den Holz-, Weide- und Streunutzungsrechten. Diese Rechte wurden eingetauscht gegen entsprechende größere oder kleinere Waldflächen. Auf diese Weise gelangten zwischen 1820 und 1840 die Schönbuch-Randgemeinden

durch Abtretung von Staatswald in den Besitz ihrer Waldungen. In den Kerngebieten konnte nun ein systematischer Waldaufbau einsetzen:

Das ursprünglich fast reine Laubwaldgebiet aus Eichen, Buchen, Weißbuchen, Birken, Aspen und Erle wurde durch eine imponierende Aufforstungsleistung nach großflächiger Räumung der überalterten Laubholzreste weitgehend in Nadelholzbestockung umgewandelt. Etwa ab 1860 verzichtete man hierbei ganz auf die Einbeziehung von Laubholz-Grundbestand und ging zu großflächigen Riefensaaten über, bekannt als «TSCHERNINGsche Schönbuch-Mischsaaten» aus Forche, Fichte und Lärche. Dieses einseitige Vorgehen auf natürlichen Laubholzstandorten mußte zu schweren Schäden führen: Zunehmend wurden die reinen Nadelholzbestände von Naturkatastrophen heimgesucht, beispielhaft im Dezember des Jahres 1886, als im gesamten Schönbuch fast 1000 Hektar wüchsigster Forchen- und Fichtendickungen durch Schneedruck zerstört wurden. Auf den abgeräumten Flächen bot sich zunächst nur die Lösung an, reine Fichtenbestände nachzubauen. Daß deren flachwurzelnde Bestockung vor wenigen Jahren größtenteils dem Sturm zum Opfer fiel, ist uns allen noch in Erinnerung und zeigt anschaulich, wie entscheidende Störungen im Naturhaushalt nicht mehr oder nur in langen Zeiträumen unter großen Opfern zu reparieren sind.

Doch setzte sich aufgrund solcher Erfahrungen schon damals die Rückkehr zu laubholz-, bzw. mischbestandsfreundlichen Waldbaugrundsätzen durch. So haben beispielsweise die unter dem Entlinger Forstrat MÜNST während seiner 42jährigen Tätigkeit durch Naturverjüngung, Saat und Pflanzung erzielten Mischbestände allen Naturkatastrophen standgehalten! Sein waldbauliches Vorgehen ist uns wieder Vorbild, zumal die heutigen waldbaulichen Zielsetzungen speziell für den Schönbuch den Belangen der Landschaftspflege und der Erholungsfunktion den Vorrang vor wirtschaftlichen Überlegungen geben. Bei der Begründung neuer Bestände wird daher stets – je nach standörtlichen Voraussetzungen wechselnd – dem Laubholz wieder vermehrt zu seinem angestammten Recht verholfen. Die Aufforstung der Sturmflächen gab hierzu großflächig wertvolle Möglichkeiten. Überall, wo alte Laubholzreste dies noch ermöglichen, wird ein Buchen-Grundbestand angestrebt, der sodann durch Eicheneinbringung angereichert und nach endgültiger Räumung des Altholzes mit verschiedenen Nadelhölzern – auch ausländischen Baumarten – aufgewertet wird. Altes Laubholz wird aus ästhetischen Gründen so lange wie möglich ge-



«An Schönwetter-Wochenenden kann man mit über 30 000 Besuchern rechnen.»

halten. Einzelne Naturwaldreste aus der Devastationszeit sind dem Naturschutz unterstellt oder sollen als «Bannwälder» völlig von Eingriffen verschont bleiben, um so die natürliche Waldentwicklung studieren zu können und der Nachwelt Beispiele einer «Urbestockung» zu hinterlassen.

Die Bestockung im Gehegeforstamt besteht heute etwa zu zwei Dritteln aus Nadelholz und zu einem Drittel aus Laubholz. Da Nadelholz-Reinbestände dem Wild kaum natürliche Äsung bieten, andererseits besonders unter Beschädigungen durch das Wild zu leiden haben, wird der Übergang zu großflächiger Mischbestandswirtschaft künftig eine Verbesserung des Lebensraumes für das Rotwild bringen und auf längere Sicht die Schäden verringern. Darüber hinaus erhöht das abwechslungsreiche Bild von Mischbeständen zweifellos den ästhetischen Reiz für den Waldbesucher. Mischbestände sind jedoch bei relativ hoher Wilddichte nur innerhalb stabiler Zäune zu erzielen. Falls in Nadelholzkulturen zur Aufwertung des Bestandes noch verbißgefährdete Baumarten eingebracht werden, müssen auch diese einzeln geschützt werden.

Die neuere Zeit hat nun dem Schönbuch neben sei-

ner Bedeutung als Wald- und Rotwildgebiet die weitere, immer noch wachsende Funktion als Erholungsgebiet gebracht, neben Forstmann und Jäger zogen mehr und mehr Spaziergänger und Wanderer ihren Nutzen aus dem Schönbuch. Sehr bald wurde deutlich: das Angebot der auf vielfältige Weise zum Besuch reizenden Waldlandschaft allein kann dem wachsenden Zustrom und Andrang der erholungsuchenden Schönbuchbesucher nicht gerecht werden. An Schönwetter-Wochenenden kann man mit über 30 000 Besuchern rechnen. Von ihnen kommen etwa drei Viertel im Kraftfahrzeug. Sie benötigen Parkplätze am Rande des Erholungsgebietes und an den wenigen Straßen, die den Schönbuch durchschneiden. Allein im Bereich des Gehegeforstamtes Bebenhausen bestehen 20 Wanderparkplätze, die über 1000 Kraftfahrzeuge aufnehmen können. Von diesen Parkplätzen gehen an die 40 markierte, gut ausgebaute Rundwanderwege verschiedener Länge aus, durch die die schönsten Gebiete des Reviers erschlossen werden. Sie haben meist nur geringe Steigungen und Gefälle und sind auch nach Regengüssen und mit «normalen» Straßenschuhen begehbar, sie können auch bequem mit Kinderwagen oder

Rollstuhl befahren werden. Vor allem entlang der Täler (Goldersbach, Arenbach, Kirnbach u. a.) bieten sie über weite Strecken fast ebene Wege, die auch für ältere oder behinderte Besucher erholsame Spaziergänge ermöglichen sowie zunehmend für Rundwanderungen benutzt werden.

Gerade im Bereich solcher stark von Besuchern frequentierten Wege kommt der landschaftspflegerischen Arbeit besondere Bedeutung zu. Dazu gehört das ständige «Grünhalten» der Wiesen durch «Mulchen» sowie die Beseitigung des Schlagreisigs und der Rindenhaufen im Bereich der Hauptwanderwege, Maßnahmen, die hohen Aufwand ausschließlich im Interesse des Erholungssuchenden erfordern. Genannt seien ferner: die Pflege und Neuanpflanzung von Alleebäumen, die zu allen Jahreszeiten durch Blüte, Laub oder Frucht den Wanderweg schmücken und dem Wild später natürliche Äsung bieten sollen; die parkartige Behandlung der Bestockung in den Wiesentälern, das Erhalten alter, markanter Einzelbäume als Naturdenkmale.

Allein mit solchen landschaftspflegerischen Maßnahmen kann man allerdings dem immer noch wachsenden Andrang der Schönbuch-Besucher nicht gerecht werden (und wohl auch nicht den Besuchern anderer Waldgebiete). Vor allem, wo Spa-



Schaugehege zeigen das Wild in natürlicher Umgebung.

Rastplatz mit Feuerstelle.



ziergänger eher noch zahlreicher sind als «zünftige» Wanderer, wo der Anteil älterer Besucher verhältnismäßig hoch ist, wo viele Familien mit Kindern Erholung suchen, sind besondere Maßnahmen nötig. An landschaftlich besonders schönen Punkten entlang der Wanderwege sind zahlreiche Bänke und Naturholz-Sitzgruppen aufgestellt. Besonnte, trockene Wiesen werden als Liege- oder Spielwiesen freigegeben (Wildäsungsflächen innerhalb des Waldes kommen hierfür selbstverständlich nicht in Frage).

Eine besondere Aufgabe war die Ausgestaltung bestimmter Wanderziele in unterschiedlicher Entfernung von den Ausgangspunkten mit geeigneten Einrichtungen. Neben den Rastplätzen mit gemauerten Feuerstellen und Sitzgruppen kam hier zusätzlich die Erstellung von Schutzdächern in Frage, die auch größeren Wandergruppen Schutz vor einem Gewitterguß bieten. Auch sind hier neu angelegte Wasserflächen zu nennen, die das Landschaftsbild in den Wiesentälern beleben und den Wanderer zum Verweilen einladen. Durch Bepflanzung der Ufer mit Baum und Strauch, aber auch mit verschiedenen Wasserpflanzen, wird eine reizvolle Bereicherung der Landschaft erreicht. Selbstverständlich lag uns die Anlage von Badeseen innerhalb des Na-



Neuangelegte Wasserflächen beleben die Landschaft.

turparks fern. Sie brächten eine solche Massierung von Besuchern, die dem Charakter der Waldlandschaft widersprechen müßte: derart zentralisierende Einrichtungen (dazu gehören auch andere Sportanlagen sowie Zeltplätze und gastronomische Einrichtungen) haben ihren angemessenen Platz im Bereich der Ortschaften des Schönbuchrandes. Innerhalb des Waldes soll dagegen nur das angeboten werden, was ohne Beeinträchtigung des Waldes und der anderen Besucher benutzt werden kann. Dazu gehören zweifellos Spielplätze mit waldgemäßen Ein-

richtungen für Benützer verschiedenen Alters, in erster Linie solche, auf denen Kinder sich betätigen können, während die Eltern auf Bänken oder Liegewiesen ruhen können, ohne die Kinder aus dem Auge zu verlieren. Die Spielgeräte, aus kräftigem Naturholz angefertigt, sollen der Phantasie des Kindes noch Raum lassen. Besonders beliebt – auch bei den Erwachsenen! – sind bewegliche Geräte wie Wippstämme, Schaukel, Karussell oder Kletterseil. Alle Geräte sind so gefahrlos wie möglich konstruiert.

Von Einrichtungen besonderer Attraktivität wären sodann mehrere Schaugehege zu nennen. Die Gehege sollen die Möglichkeit bieten, das heimische Wild, das man in der freien Wildbahn nur selten zu Gesicht bekommt, in seinem natürlichen Lebensraum in Ruhe betrachten zu können: Rotwild, Schwarzwild, Damwild, Mufflon.

Der «Biotop» von ausreichender Größe zwischen zwei und neun Hektar entspricht jeweils voll den Ansprüchen der betreffenden Tierart. Im Schaugehege werden die Tiere während des ganzen Jahres zusätzlich gefüttert, wobei uns die Sachkunde aus dem Großgehege zustatten kommt. Diese Schaugehege haben inzwischen auch ihre Funktion als Anschauungsort für Schulklassen erwiesen.

Anderen Informations- und Lernbedürfnissen dienen Hinweistafeln und vor allem Lehrpfade, die über geologische, historische oder forstliche Tatsachen und Zusammenhänge Auskunft geben.

So soll den Besuchern des Schönbuchs nicht nur eine reizvolle Waldlandschaft zu Spaziergängen und Wanderungen erschlossen werden: sie sollen darüber hinaus durch ein vielfältiges Angebot von

Erholungseinrichtungen Gelegenheit zu aktiver Erholung nach eigenem Geschmack und persönlichen Wünschen vorfinden. Die Weiträumigkeit des Schönbuchs erlaubt es, unerfreuliche Zusammenballungen solcher Einrichtungen und die damit verbundene totale «Möblierung der Landschaft» zu vermeiden. Die Zuordnung der Erholungseinrichtungen zu den Waldparkplätzen und ihre Zusammenfassung entlang viel begangener Wege (sog. Erholungsachsen) ermöglicht eine gewisse Ordnung des Erholungsbetriebs, ohne die Freizügigkeit der einzelnen Waldbesucher merklich einzuschränken. Die Lage des Schönbuchs zwischen den Industrie- und Siedlungszentren sowie die weite Ausdehnung dieses Waldgebiets boten günstige Voraussetzungen für seine Entwicklung als Naturpark. Bestimmend für seinen Rang und für seine Beliebtheit sind dabei vor allem seine Täler mit dem belebenden Element des Wassers, mit dem Wechsel zwischen Wald und Wiese, mit den leicht begehbaren Wegen: Eingriffe in diese Täler wie etwa die geplanten Rückhaltebecken müßten allemal die Nervenstränge des Naturparks Schönbuch zerstören.



# Landschaft unter dem Anspruch der Industriegesellschaft\*

Willy Leygraf

Nicht, weil die Bedeutung des Wortes Landschaft strittig, sondern nur, weil es so vieltönig, vielfarbig ist, muß man vor jedem Gespräch über Landschaft nach Verständigung suchen darüber, was denn nun gerade im gegebenen Zusammenhang mit diesem Wort gemeint sei.

*Wacholderheiden der Schwäbischen Alb: Hier und dort ein Stück Landschaft, das zwischen sorgfältig kalkulierter Ackerflur und intensiv genutzten Forsten wie Natur anmutet. Ein Hang, eine Kuppe ohne totale Ordnung und Wirtschaftlichkeit. Ein Gelände ohne gebahnte Wege, ohne Reglementierung. Ein Stück Natur und ein Raum für Freiheit. Wo man noch querfeldein laufen kann – zwischen Enzian und Silberdistel, zwischen Weidbuchen und vielgestaltigen Wachholdern. In Gruppen hocken sie, drängen sie sich zusammen; einzeln ragen sie auf mit Zypressenstrenge. Hier und dort lassen sie Gesellschaft zu: rotbe-*

Bebaute und unbebaute Landschaft durchdringen einander.

(Alle Fotos zu diesem Aufsatz: Manfred Grohe).



*perlt durchwirkt Hagebuttengerank das blaugrau getönte Stachelgründickicht. Schlehen hier und dort . . . so heißt es im Aufruf des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES zur Aktion WACHOLDERALB. Ein typisches Beispiel für Landschaft als Eindruck, als Gegenpart für Vorstellung und Stimmung des Betrachters: Subjektiver Ausschnitt, wahrgenommen als Landschaftsbild.*

In die Nachbarschaft solcher auf Ausschnitt und Teilaspekt reduzierten Landschaften gehören die Werke der sogenannten «Landschafter», die wir aus der Kunstgeschichte kennen – von den großen Niederländern bis zu den neuesten Realisten. In ihrem Verhalten zum Gegenstand Landschaft sind da aber auch ganz außerkünstlerische Darstellungen vergleichbar: Poster, Fototapete, Kaufhaus«kunst»: als «malerisch» empfundene Landschaftsausschnitte werden in eine positiv gewertete subjektive Beziehung zum Betrachter gebracht. Dies ist ein durchaus respektabler Umgang mit Landschaft. Und gewiß tut er ihr keinen Schaden. Aber das hat z. B. auch die mühevolle Rechtsprechung im Anschluß an den Begriff «Naturgenuß» des Reichsnaturschutzgesetzes erwiesen: eine solche Bestimmung der Landschaft als bildhafter, mehr oder weniger «genießbarer» Ausschnitt der Erdoberfläche ist kaum handlich zur Diskussion oder gar zur Lösung der in der Landschaft auftretenden Probleme.

Dies gilt auch für eine Gleichsetzung von Landschaft mit Natur oder gar –metaphysisch, wenn nicht religiös aufgeladen – mit Schöpfung. Eine Landschaft aus erster Hand, natürliche Landschaft im eigentlichen Wortsinn gibt es nicht mehr. Es ist also ein falscher, in die Irre weisender Ansatz, wenn der Versuch unternommen wird, Naturlandschaft und Kulturlandschaft voneinander abzusetzen, gegeneinander abzugrenzen. Trotz vieler Erörterungen zu diesem Thema, trotz der vielen klaren Begriffsbestimmungen – von JOSEF SCHMITTHÜSEN bis WOLFGANG MECKELEIN –, man muß dies immer noch und immer wieder ganz deutlich sagen: die Gleichsetzung von Landschaft mit Natur ist zumindest für europäische Verhältnisse absurd und törricht: abgesehen von wenigen kleinen entlegenen Relikten in Hochgebirgs- oder Küstenregionen gibt es hier keine Naturlandschaft mehr – und nur zu oft sind auch diese Relikte und Residuen bereits beeinflusst und damit gestört durch Einflüsse des Men-

\* Vortrag, gehalten auf der Jahreshauptversammlung Urach 1976.



Wo endet hier die Ortschaft, wo beginnt die Landschaft? (Haigerloch).

schen, die zwar nicht immer von dessen hohen Kulturstand zeugen, aber doch hinreichen, um eine Landschaft als nicht mehr ursprünglich und damit als Kulturlandschaft zu erkennen.

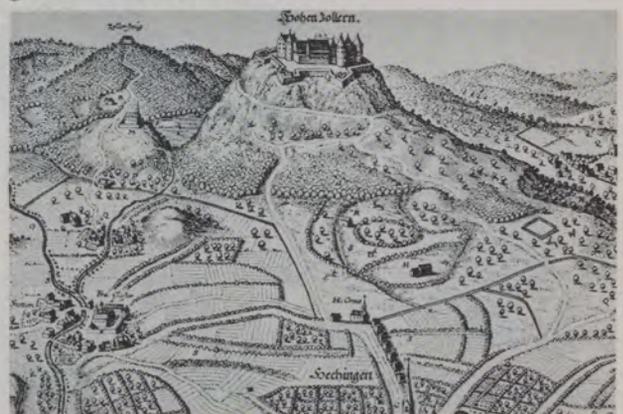
Nicht viel weniger fragwürdig und nicht viel weniger brauchbar ist die Gleichsetzung von Landschaft mit einer sogenannten «freien Landschaft» – was immer das auch sein soll. Da braucht man sich nur einmal der Situation hier in Urach zu vergewissern: von irgendwo in der Stadt, sagen wir vom Marktplatz aus gesehen – wo sollte sie da beginnen, diese Landschaft? Wo die Hänge mit Wald und Fels dem Betrachter sichtbar werden hinter den Häusern, über den Dächern? Oder dort, wo tatsächlich die Grenze ist zwischen dem äußersten Baugrundstück und den Bezirken von Land- und Forstwirtschaft? Oder dort, wo diese Grenze einstweilen von den Flächennutzungs- und Bauleitplänen festgeschrieben ist?

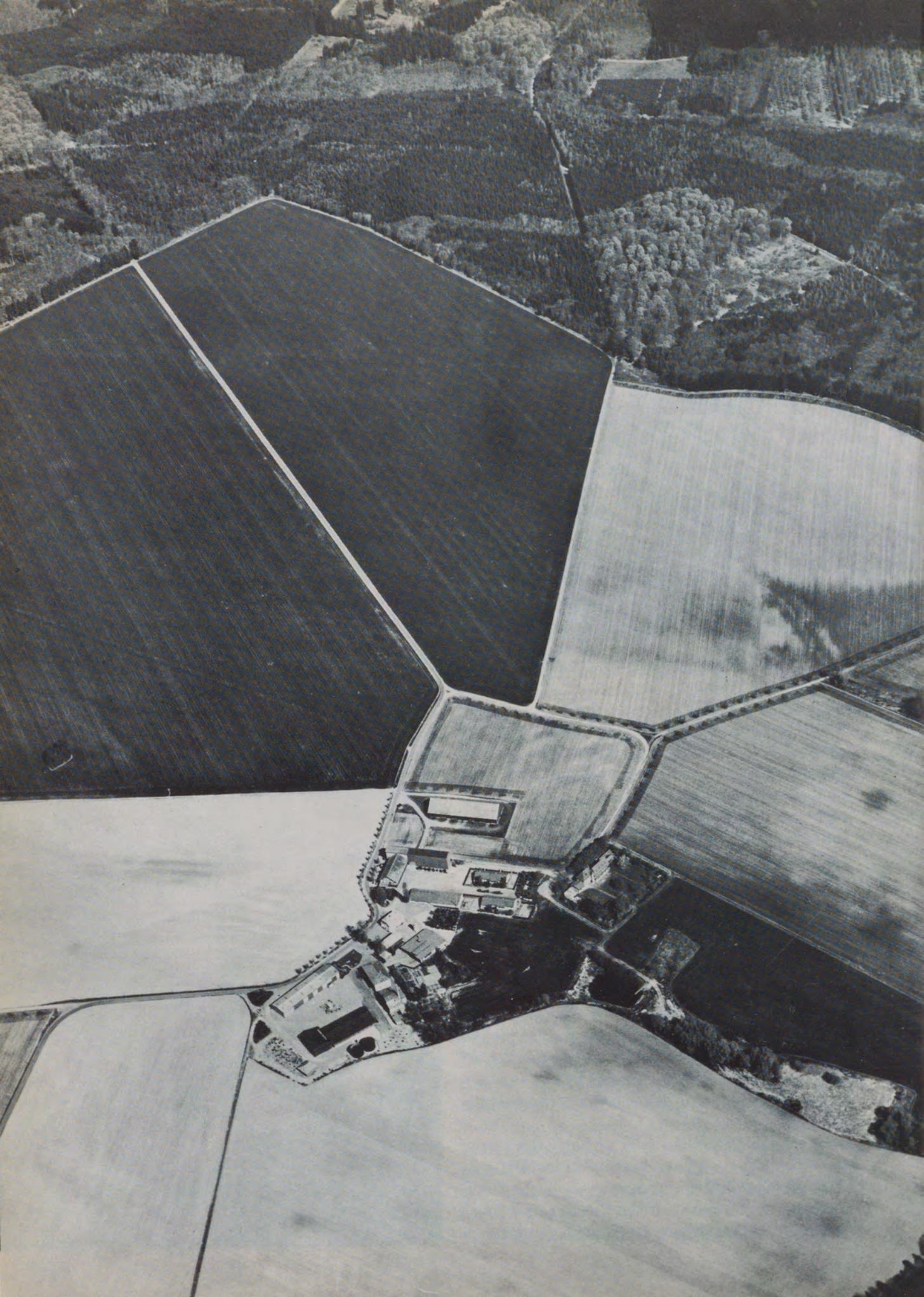
Oder betrachten wir dieses Urach aus umgekehrter Richtung – sagen wir vom Hanner Fels aus! Hat es da Sinn, diese Stadt auszuschließen von einer sie umgebenden sogenannten «freien Landschaft»? Urach ist nun einmal integrierter Bestandteil dieser Land-

schaft und wirkt in sie hinein mit den erkennbaren Ordnungen seines alten Kerns so gut wie mit den breiartigen Ausuferungen ermsabwärts, so gut wie mit dem Korrosionsfraß so mancher Hangbebauung. Und was ist mit der Ruine von Hohenurach? Ist sie Teil der Landschaft oder nicht? Wir sehen: die Grenze einer «freien» – will sagen: von mehr oder weniger geschlossener Bebauung freien – Landschaft ist eine juristisch möglicherweise brauchbare Hilfskonstruktion. Und die Verfassung des Landes Baden-Württemberg stellt denn auch (im Anschluß an die von Weimar) konsequenterweise in Artikel 86 neben den Denkmälern von Kunst, Geschichte und Natur «die Landschaft» unter den verfassungsmäßigen Schutz des Staates. (Die Frage nach dem Verhältnis von Verfassungswortlaut und Verfassungswirklichkeit möge hier offenbleiben!)

Die Einengung des Begriffs Landschaft auf so etwas wie «freie Landschaft» ist – genau betrachtet – eine Folge von Naturschutzgesetzgebung, Naturschutzpraxis und Rechtsprechung: Das Reichsnaturschutzgesetz und die daraus resultierende Praxis hatten ihr Augenmerk zunächst vor allem auf die besonderen Landschaften und Landschaftsteile gerichtet, deren Erhaltung wegen ihrer Seltenheit, Schönheit, Eigenart oder wegen ihrer wissenschaftlichen, heimatkundlichen, forstlichen und jagdlichen Bedeutung im allgemeinen Interesse liegt. Demgegenüber hat dann die Rechtsprechung in zunehmendem Maße deutlich gemacht, daß es dem Gesetzgeber eben nicht nur um Besonderheiten zu tun war, sondern um die ganze sogenannte «freie Landschaft». Das neue Naturschutzgesetz für Baden-Württemberg übernimmt die begriffliche Aussonderung einer «freien Landschaft», macht deren Abgrenzung aber zugleich überflüssig, indem es in § 1, Absatz 1 bestimmt, Gegenstand von Naturschutz und Landschaftspflege sei *die freie und besiedelte Landschaft*.

Landschaft hat Geschichte: Der Zollerberg noch ohne geschlossenen Waldmantel.





All diese immer wieder einmal anzutreffenden Mißverständnisse des Wortes Landschaft (Mißverständnisse jedenfalls im Zusammenhang unserer Problematik), all diese Mißverständnisse gilt es beiseitezulassen. Es geht nicht um subjektiv empfundene Bilder und Stimmungen, nicht um Traum und Idyll, nicht um freie oder natürliche Landschaft. Es geht um die Landschaft. Um das, was ALEXANDER VON HUMBOLDT den *Totalcharakter einer Erdgegend* nennt. Um eine Gesamtheit, die zustande kommt durch Übereinstimmungen und Gemeinsamkeiten. So wie Freundschaft oder Verwandtschaft nicht nur eine Bindung oder Beziehung bezeichnet, sondern – zunächst und vor allem – die Gesamtheit derer, die zu meiner Freundschaft, zu meiner Verwandtschaft gehören. Andere Beispiele: Herrschaft, Dienerschaft, Mitgliedschaft, aber auch Talschaft, Raumschaft und eben: Landschaft.

Aus diesem Verständnis des Wortes Landschaft als *Totalcharakter einer Erdgegend* ergeben sich eine Reihe von zwingenden Folgerungen: Landschaften lassen sich nicht abgrenzen gegeneinander wie Verwaltungsbezirke. Um einen der vorhin angeführten Vergleichsbegriffe noch einmal zu bemühen: Auch Freundeskreise durchdringen und überschneiden sich, man kann mehreren zugleich angehören. Nicht anders Landschaften: die Baar hat Anteil an Schwarzwald- und Alblandschaft (oder umgekehrt). In sich geschlossene Landschaften erweisen sich bei genauerem Hinsehen als Teile und Ausschnitte: hinterm Berg setzen sie sich fort, auch wenn der Horizont des Betrachters zu eng gezogen ist, um einen Blick dorthin zuzulassen.

Die Hauptbestimmung einer Landschaft ergibt sich in der Regel aus den natürlichen Bedingungen für die Gestaltung der Erdoberfläche, d. h. aus den Bedingungen von Boden und Klima. Davon jedoch ist nicht nur abhängig, welche Pflanzen- und Tiergesellschaften wir antreffen, sondern auch, welche Art menschlicher Ansiedlung und Betätigung sich herausbilden konnte: Möglichkeiten der Bodennutzung durch Land- und Forstwirtschaft als Bedingung für Ansiedlungen und deren Entwicklung, Wasserkräfte und Bodenschätze, mehr oder weniger verkehrsfreundliche Gestaltung der Erdoberfläche – nichts, was nicht seine Grundbedingung und seine Bestimmung zunächst durch geologische und kli-

matologische Zusammenhänge erfahren hätte! Nichts aber von dem, was durch Boden und Klima begründet und bedingt ist, nichts von dem, was nicht umgekehrt durch menschliche Eingriffe verändert und wieder verändert worden wäre! Durch immer wieder neue Arten und Methoden von Land- und Forstwirtschaft. Durch die Anlage von Siedlungen und Verkehrswegen. Durch die Ausbeutung von Bodenschätzen. Durch Eingriffe in den Wasserhaushalt, die den natürlichen Abfluß der Oberflächengewässer zurückhalten oder beschleunigen, die einwirken auf das Grundwasser.

Daraus folgt nun wiederum zweierlei: Jede Landschaft hat Geschichte, ist der Veränderung unterworfen. Sozusagen von Hause aus, weil nämlich die natürlichen Bedingungen und Kräfte immerzu Veränderung schaffen. Und sekundär durch das Einwirken des Menschen. Es gibt kein einzig und für immer richtiges Bild einer bestimmten Landschaft. Zitieren wir als Beispiel die Wacholderheiden der Alb; Ergebnisse einer ganz bestimmten Wirtschaftsform und deren Entwicklung: So lang sie ausreichend mit Schafherden befahren wurden, war ihr Zustand mehr oder weniger gleichbleibend. Aber nicht von Natur aus, wohlgemerkt! Und die Wacholder standen wohl auch nicht so dicht bei dicht wie heute oft, weil nämlich der Viehtritt und die Schippe des Schäfers sie in ihren Grenzen hielten. Mit nachlassender Beweidung konnten mehr und mehr Wacholder aufkommen, in deren Schutz mancherlei Gehölz. Vielerorts hat längst der Wald Besitz ergriffen von der ehemaligen Schafweide. Andere Beispiele von natürlich anmutenden, aber durch Bewirtschaftung entstandenen Landschaften will ich nur mit Stichworten nennen: die Grinden des nördlichen Schwarzwalds mit ihren Bockserwiesen, mit Legforchen, Vogelbeere und immer wieder vordringenden Fichten; die Streuwiesen im Federseegebiet, wo sich erst Birkengebüsch und schließlich Wald ansamt, wenn die Streunutzung aufhört und nicht mehr gemäht wird; oder – zur Alb zurückkehrend – die Holzwiesen oder Mähder, die nur regelmäßiges Mähen vor andringender Bewaldung bewahren kann.

Manchen Hang, manchen Bergkegel im Bereich des Albtraufs könnten wir uns kaum vorstellen ohne ihren Waldmantel – aber ob Hohenurach oder Hohenzollern: auf älteren Darstellungen thronen die Burgen über Weidehängen, die mit einzelnen Bäumen locker überstellt sind – was ja auch für den Verteidigungsfall sicher günstiger war.

Um es zu wiederholen: jede Landschaft hat Geschichte. Jede Landschaft ist immer und unablässig der Veränderung unterworfen.

Links: Die Ackerfluren auf der Liasplatte beim Einsiedel, umrandet von den bewaldeten Keuperhängen. (Luftbild M. Grohe, freigegeben vom Reg.-Präs. Tübingen unter Nr. 42/1321).



Im Rammert. Freundliche Wiesentäler lockern die geschlossenen Wälder auf und machen sie optisch zugänglicher.

Veränderung in der Landschaft ist nicht von vornherein Störung oder gar Zerstörung von Landschaft. Als ERNST RUDORFF in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Rettung der Landschaft aufrief und forderte, man solle die Gesamtphysiognomie des Vaterlandes, wie sie im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende sich entwickelt hat, erhalten, trat ihm EUGEN NÄGELE in den Blättern des Schwäbischen Albvereins entgegen: er wisse mit solcher Forderung nichts anzufangen. Und bei OTTO FEUCHT ist zu lesen: Schutzgebiete, mögen sie nun groß oder klein sein, können keine Gewähr dafür bieten, daß gerade die Zusammensetzung ihrer Lebewelt, die wir im Augenblick der Schutzzerklärung

in ihnen vorfinden, nun auch auf die Dauer gerettet wird. Denn die Natur selbst ruht nicht, sie sorgt für Umgestaltung und Umprägung. Nicht Stillstand, sondern Weiterbildung ist daher auch das Zeichen unserer Banngebiete, genau wie das der Kulturlandschaft, nur daß die Weiterbildung in ihnen dem unmittelbaren Einfluß des Menschen entzogen ist. Sie können nicht eine Sumpf- und Wasserwelt in unbegrenzte Zeiten erhalten, aber sie können uns zeigen, wie die Natur selbst den See zum Sumpf, die Verlandungsbestände zum Ried macht und das Ried zum Hochmoor oder Wald wandelt . . .

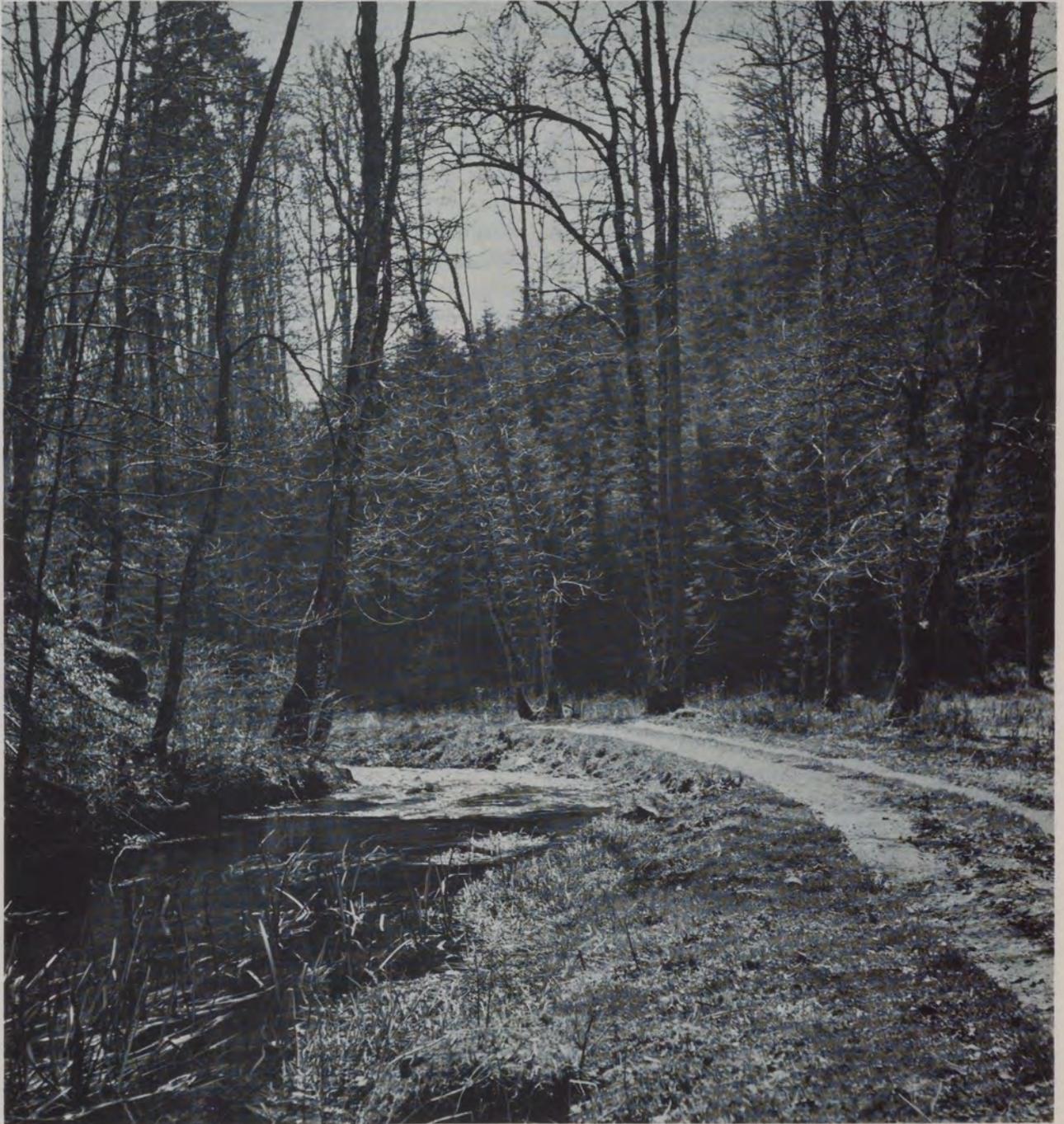
Weder in der großen Theorie noch in der Praxis der kleinen Alltäglichkeiten hat sich solche doch schon

recht betagte Einsicht wirksam genug durchsetzen können. In der bekanntwerdenden Praxis werden Natur- und Landschaftsschutz immer noch wahrgenommen und erfahren – ob nun zu Recht oder zu Unrecht, das sei einmal dahingestellt – als Bewahrer und Verhinderer. Als Verneiner und Verweigerer. Und das vielleicht nicht einmal so sehr wegen der Ziele, die sie verfolgen, als vielmehr wegen der Argumente, mit denen sie's tun. Das neue badenwürttembergische Naturschutzgesetz ist gewiß wei-

terentwickelt worden über das Reichsnaturschutzgesetz hinaus. Aber vom Betretungsrecht abgesehen ist es kaum irgendwo als ein Gesetz für und zum Nutzen von jedermann zu erkennen.

Es reproduziert eine Art von ständischer Gesellschaftsordnung auch im Umgang mit Natur und Landschaft. Es verleiht Privilegien – oder auch nicht. Dem gebildeten, wissenschaftlichen oder dilettierenden Naturfreund bleiben Reservate und Residuen: Naturschutzgebiete, Artenschutz, *Vielfalt*, *Eigen-*

Bachläufe beleben und bereichern das Bild der Landschaft und machen die «Erquickung» anschaulich, die dem Besucher geboten wird.



*art und Schönheit der Natur- und Landschaft.* Und denen, die die Landschaft besitzen, denen bleibt die Gewißheit, daß die Nutzung im Rahmen einer ordnungsgemäßen Bewirtschaftung land- und forstwirtschaftlicher Grundstücke unberührt bleibt, daß die *Verwendung chemischer Mittel* in Naturschutzgebieten nur *außerhalb von intensiv genutzten landwirtschaftlichen Flächen verboten* ist. (Kein Wort von Überdüngung, von kritischen Grenzen bei der Drainierung.)

Und was bleibt dem in diesem Zusammenhang «dritten Stand», den mehrheitlich in den Städten und Ballungszentren lebenden, meist lohnabhängig Tätigen ohne Höhere oder Spezialbildung: ihnen bleibt das Recht auf Erholung, dem vor allem das Betretungsrecht dienen soll. Das ist viel, zugegeben; aber ist diese Drei-Stände-Teilung gerecht und angemessen?

Lassen wir das komplexe Gebiet des Artenschutzes und der mehr oder weniger strengen Reservationen mit ihren vielfältigen Funktionen hier beiseite, auch wenn es meines Erachtens durchaus im Interesse der Gesamtgesellschaft ist, Beobachtungs- und Studienobjekte für die Wissenschaft zu erhalten – und Regenerationszonen für die Natur selbst – in Form von solchen Schutzgebieten.

Lassen wir auch zunächst einmal die immer strittige Frage nach der Schönheit von Landschaft und nach dem Naturgenuß. Das alles ist für die Mehrzahl unserer Mitbürger nicht so einfach nachvollziehbar, weil man ihnen dafür nicht einmal das allernötigste Grundwissen mitgeteilt hat.

Aber wir müssen fragen, ob das Nutzungsrecht von Land- und Forstwirtschaft in unserer Gesellschaft so unmodifiziert weiterbestehen kann. Und wir müssen dann in einem weiteren Schritt fragen, ob Anspruch auf Erholung und Betretungsrecht ausreichen, die berechtigte Forderung unserer Gesellschaft an die Landschaft zu erfüllen.

Nur einige Andeutungen in Richtung auf die land- und forstwirtschaftliche Nutzung der Landschaft: Es will einem Unbeteiligten nicht recht einleuchten, daß – auch mit Hilfe öffentlicher Mittel – die Produktivität der Landwirtschaft unablässig gesteigert werden soll, auch wenn das bedeutet: mehr Giftstoffe in der Landschaft, Eingriffe in den Wasserhaushalt durch Trockenlegung von Feuchtgebieten, großflächige Monokulturen auf ausgeräumte Flächen mit Austrocknung und Verwehungen der Bodenkrume. Und daß dann – wiederum mit öffentlichen Mitteln – die Ergebnisse dieser Produktionssteigerungen aufgekauft und eingelagert werden: Butterberge, Milchpulverberge, Schweineberge – auch die Vernichtung von nicht mehr rentabel ver-

wertbarer Überproduktion gehört in diesen Zusammenhang. Seit gut zwei Jahrzehnten schon ist – meines Wissens zuerst von GERHARD ISBARY – immer wieder darauf hingewiesen worden, daß in der Industriegesellschaft Land- und Forstwirtschaft mehr und mehr ihre Bedeutung nicht aus dem *primären* Sektor der Urproduktion nehmen, sondern aus dem *tertiären* Bereich der Dienstleistungen. Weil sie nämlich dafür sorgen, daß die Landschaft in Funktion und Ordnung bleibt. Und seitdem wird immer wieder darauf hingewiesen, daß die Gesellschaft Wege finden muß, diese Dienstleistung zu honorieren. So sagte WOLFGANG HABER schon vor Jahren, es sei nötig, dafür zu sorgen, *daß Land- und Forstwirtschaft nicht länger darauf angewiesen sind, ihre betriebliche Existenz durch die Erwirtschaftung bestimmter meßbarer Bodenerträge zu sichern und zu entwickeln. Dafür muß die Gesellschaft sie honorieren.* Parität der Einkünfte für die Landwirtschaft fordern und sie durch Produktionssteigerung erreichen und auf dem Wege über Subventionen finanzieren wollen, das heißt im Grunde nichts anderes, als – wenn eine karikierende Übertreibung gestattet ist – die Rentabilität der öffentlichen Verwaltung sicherstellen wollen durch den Verkauf ihrer Überflußproduktion von Akten an den Altpapierhändler!

Vielleicht noch deutlicher als für die Landwirtschaft ist der Übergang von der Urproduktion zur Dienstleistung für die Forstwirtschaft zu erkennen. Und zwar deshalb, weil hier rund zwei Drittel der Wirtschaftsfläche in öffentlicher Hand ist. Ich weiß, welche Reaktionen ich auslöse, wenn ich wieder einmal sage: Holz wird mehr und mehr zur Nebennutzung, weil die landschaftspflegerischen Funktionen und die übrigen sogenannten Sozialfunktionen des Waldes immer wichtiger werden. Ich weiß, wie man abwinkt, wenn ich wiederhole: es wäre kein Staatshaushalt ins Wanken geraten, wenn man an kritischen Stellen brachfallende und zur Aufforstung anstehende Wiesentäler aus Privathand gegen entsprechende Waldparzellen aus öffentlichem Besitz eingetauscht hätte: manche aus vielen Gründen unerwünschte Aufforstung von Wiesentälern hätte nicht stattgefunden. Man hätte sich nur noch darüber unterhalten müssen, ob die Pflege dieser Täler gegen Mähgeld erfolgen sollte – Bauern als Angehörige der dienstleistenden Berufe! – oder durch Mähtrupps. Immerhin wären sichergestellt: die wünschenswerte Erhaltung einer bestimmten Landschaft in ihrem ökologischen und ästhetischen Bestand sowie die Attraktivität eines für Erholungszwecke geeigneten Landschaftsteils.

Nun ja, das sind Träumereien und Hirngespinnste in einem Land, wo zwar am Anfang der Geschichte

des Naturschutzes die Kgl. Württembergische Forstdirektion gestanden hat, wo aber immer noch wenig Neigung besteht, Wald unter den Schutz des Naturschutzgesetzes zu stellen – nach dem Motto *Der Wald schützt sich selbst*. (Manche widerwillig aber zwangsläufig erteilte Ausstockungsgenehmigung demonstriert die «Wirksamkeit» dieses Schutzes.) Solche Träumereien kommen einem töricht vor in einem Land, in dem der auch für den Natur- und Landschaftsschutz zuständige Minister vor einer zu starken Ausdehnung der Landschaftsschutzgebiete warnt, weil das *massiv in die Gestaltungsfreiheit der Land- und Forstwirtschaft sowie des Staates und der Gemeinden eingreife*. Und das trotz der im Gesetz mehrfach erklärten Garantie für die Fortführung der ordnungsgemäßen Bewirtschaftung! Und das, obwohl es im § 22 des Landesnaturschutzgesetzes Baden-Württemberg, wo's um die Landschaftsschutzgebiete geht, ausdrücklich heißt: *In der Rechtsverordnung soll bestimmt werden, daß die Nutzung im Rahmen einer ordnungsgemäßen Bewirtschaftung land- und forstwirtschaftlicher Grundstücke unberührt bleibt*. Wer trotz so ausgedehnter Nutzungsgarantie noch meint, vor einer Ausdehnung des Landschaftsschutzes warnen zu müssen, der läßt die Vermutung zu, er wolle den Besitzern von Grund und Boden über diesen Besitz und dessen Nutzung hinaus Rechte und Gewinne ermöglichen – zum Beispiel durch Bodenspekulation in den Randzonen zwischen Besiedelung und landwirtschaftlicher Nutzung.

Doch wir verfallen hier in den gleichen Fehler wie so viele und halten uns zu lange d r a u ß e n auf, dort, wo Land- und Forstwirtschaft betrieben werden, statt daß wir von den Siedlungskernen her nach der Landschaft und nach ihren Funktionen fragen – und vor allem von den dort lebenden Menschen aus nach deren Anspruch an die Landschaft.

Die quasi Gleichsetzung der in den Ballungsräumen lebenden Menschen mit der Gesellschaft ist durchaus legitim: alle Statistiken und sämtliche Prognosen stimmen darin überein, daß gegen Ende dieses Jahrhunderts der weitaus größte Teil der Bevölkerung von Industriestaaten in Stadtregionen leben wird – d. h. nicht unbedingt in den Kernstädten, sondern vor allem in weit ausufernden Ergänzungsgebieten und verstädterten Zonen. Auf jeden Fall wird es kaum noch jemanden geben, der nicht unter mehr oder weniger städtischen Bedingungen – eben spürbar als Glied der Industriegesellschaft – lebt und als Glied dieser Industriegesellschaft mitbestimmt, welchen Forderungen und Überforderungen die Landschaft ausgesetzt ist und wird. Nun hat RÜDIGER GERMAN (vgl. Heft 1977/1) auf eindringli-

che Weise von den ausbeuterischen Ansprüchen der manipulierten Konsum-, Wachstums- und Überflußgesellschaft gesprochen und dem die Forderung nach Erhaltung ökologischer wie auch ästhetischer Werte in der Landschaft entgegengestellt, er hat von der großen Gefahr für die nicht beliebig herstellbaren, vermehrbaren oder wiederherstellbaren Ressourcen gesprochen. Ich will das alles hier nicht wiederholen, sondern lediglich bekräftigen.

Ich will vielmehr unter einem Teilaspekt, dem der Freizeit, von den Ansprüchen des Einzelnen sprechen – richtiger: von den Ansprüchen der vielen Einzelnen. Wir haben es uns da in den vergangenen Jahren nach meinen Beobachtungen ein wenig zu leicht gemacht, indem wir uns auf Begriffsketten wie Freizeit – Erholung – Landschaft – Naturgenuß eingelassen haben. Und dabei sind wir ganz selbstverständlich von uns selber ausgegangen, als von *durchschnittlich gebildeten, für die Belange der Natur aufgeschlossenen Betrachtern*. Haben aber nicht bedacht dabei, daß von den jetzt im Berufsleben stehenden und älteren Mitbürgern gut 80 % die einzige «höhere» Bildung in der Berufsschule genossen haben. Und denen haben wir so ganz selbstverständlich zugemutet, mit spezialisiertem Fachinteresse oder einer Art von pantheistischem Naturgefühl in ihrer Freizeit die Auferbauung ihrer Seele durch die Natur zu suchen. Dabei ist diese von uns für selbstverständlich gehaltene Art des Umgangs mit der Natur in dieser nachgerade metaphysischen Weise aber erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit mehr oder weniger üblich – und das auch nur in einer relativ dünnen Oberschicht! Griechen und Römer lebten in ausgesprochenen Stadtkulturen, auch ihre Landhäuser und Gärten waren höchst städtisch-zivilisierte Anwesen reicher Leute. Das Mittelalter stellte seine Heiligen vor dem Goldgrund eines geistigen Raumes dar, oder höchstens in künstlich stilisierten naturähnlichen Umgebungen – Paradiesgärten zum Beispiel. Jenseits dieser stilisierten, zivilisierten Natur aber erstreckte sich der Raum domestizierter Landschaft für Ackerbau und Weidewirtschaft, für Holzeinschlag und andere Waldnutzungen. In einem äußeren Bezirk wenig erschlossenen Landes blieb dann mit Wäldern, Mooren und Gebirgen über lange Jahrhunderte nichts als Geheimnis und Gefahr, Zauber und Bedrohung, Schauer vor dem Übermächtigen und Abenteuer – man denke an die Welt von Mythologie und Märchen, an die Abenteuer IWEINS und anderer Ritter der ARTUS-Runde. Selbst noch die Gärten und Parks aus Renaissance, Barock und Rokoko zeigen deutlich, daß in ihnen nicht die Natur selbst aufgesucht wird: ein kleiner Kreis von Privilegierten schafft sich ein Gebilde von

höchst künstlicher Architektur, das Natürliche ist lediglich Baustoff, der zunächst stilisiert und dadurch denaturiert werden muß, bevor der Mensch sich in dieser Umgebung einrichten kann.

Man täusche sich da nicht: schäferliche Episoden, Sonntagsausflüge ins Grüne hat es unter verschiedenen Umständen zu allen Zeiten gegeben, ohne daß damit ein existentielles Verhältnis des Menschen zur Natur bewiesen wäre. Diese Ausflüge suchen meist weniger die Natur als das Ländliche, sie bleiben immer Einrichtung des geselligen, gesellschaftlichen Lebens der Oberschicht in der zivilisierten Umwelt. Schon die viel zitierte hochmittelalterliche Dichtung weist solche Züge auf: Die vermeintlich naturnahen und naturverbundenen Zeilen aus den Liedern der Hohen Minne sind weithin nichts anderes als stereotype Einleitungsformeln, die mit den Vorstellungen von recht zivilisiert lebenden ritterlichen Dichtern Frühling, Sommer, Herbst und Winter charakterisieren sollen. Und die gelegentli-

Kinder fangen mit Natur nur dann was an, wenn sie etwas – spielend – tun können.



chen Ausflüge in das ganz Andere des Ländlichen führen eigentlich auch nicht in die Landschaft, sondern ins Dörfliche; sie lassen in den Liedern der Niederen Minne nicht viel anderes entstehen als die Schilderung mehr oder weniger derben Spasses, den man sich als Herr im dörflichen Bereich – und besonders mit den Dorfmadchen – leistet und erlaubt. Alle diese «Ausflüge» werden bewußt von der jeweiligen Zivilisationswelt aus unternommen, sie bleiben auf diese Zivilisationswelt bezogene Zerstreuung und führen ohne wesentliche Nachwirkungen und Einflüsse aus dem Bereich der Natur, des Ländlichen, des Dörflichen in den «gehobenen» Daseinsbereich der Zivilisation zurück.

Außer sporadisch-distanzierter Begegnung der jeweiligen Oberschicht mit Natur und Landschaft gab es für andere Schichten immer das ganz andere: die Arbeit in der Landschaft. Als Jäger oder Köhler, als Hirt oder Landwirt, als Waldarbeiter und Forstwirt, als Straßenbauer und Fuhrmann, als Schiffer, als Soldat. Aber hier ist das Verhältnis zu Natur und Landschaft nicht durch Stimmung, Gefühl oder Kontemplation bestimmt, sondern durch die Arbeit, die meist den Widerstand der Natur überwinden muß, um Erfolg zu haben.

Es geht also auch wohl heute nicht an, Vorstellungen und Wünsche einer schmalen Oberschicht von interessierten Bildungsbürgern zum Maßstab oder Generalnenner zu machen für das, was die meist lohnabhängig tätigen Angehörigen der Industriegesellschaft von Natur und Landschaft fordern, wenn sie in ihrer freien Zeit einen Ausflug machen «ins Grüne», wenn sie hinausfahren in die Landschaft. Was suchen sie nun wirklich? Hier bietet sich – Genuß, Erholung, Entspannung in eins zusammenfassend – ein anderes Wort an, den Begriff Naturgenuß zu verdeutlichen: die Erquickung. Geistig-Seelisches ist durchaus ebenso am Vorgang der Erquickung beteiligt wie das Körperliche. Auch die Etymologie des Wortes erquickung weist in diese Richtung: althochdeutsch *irquicchan* bedeutet neu beleben; das Wort stellt sich zu *keck* in seiner ursprünglichen Bedeutung *lebendig* und ist über indogermanisch\* *g<sup>h</sup>ei* mit griechisch *zoe* (*Leben*) verwandt. Wenn man Naturgenuß als Sache des ganzen lebendigen Menschen ansehen und nicht nur auf das Seelisch-Geistige beschränken will, dann trifft Erquickung wohl sehr das Ganze der gemeinten Sache, mehr auch als Erholung. Erholung ist immer auch Erholung von und für etwas. Einen Hinweis gibt hier die bildhafte Vorstellung von Ausspannen. Man spricht von Erholungsurlaub, Erholungspausen; das sind Unterbrechungen der Tätigkeit, sie sind – wie die in ihnen angestrebte Erholung – auf diese Tätigkeit bezogen,



Bauwerk und Verkehrsmittel können das Erlebnis der Landschaft steigern.

auf deren Fortsetzung gerichtet. Dem Begriff Erholung fehlt das besondere Maß an zweckfreier Daseinsfreude, an eigenständigem Leben, wie er in den Begriffen Genuß und – noch umfassender – Erquickung zweifellos enthalten ist.

Was ist nun dazu angetan, diesen Naturgenuß, diese Erquickung in der Natur zu ermöglichen und zu fördern – und zwar für jedermann? Natur im engeren Sinne ist dazu nur in relativ geringem Ausmaß nötig, wichtiger ist das Ländliche. Auch die intensivste wirtschaftliche Kultur der Erdoberfläche gibt in ländlichen Bezirken Anlaß und Raum, sich in natürlich empfundener Umgebung seines Daseins zu freuen: das aus Pflanzung hervorgegangene Altholz begeistert als *Waldesdom*; höchstkultivierte Ackerbaulandschaften bieten die Freude am wogenden Ährenfeld, angesichts der rationell bewirtschafteten, wohlgedüngten Wiesen und Weiden träumt sich der Städter ein fröhliches Hirtendasein. Aber auch die dörfliche Siedlung, die Eisenbahn im Talgrund – fern und wie ein Spielzeug – der imponierende Schwung einer das Tal überquerenden Brücke, der Absturz des Flusses über das höchst künstliche Bauwerk des Wehrs – das bietet Natur genug und steigert noch deren Erlebbarkeit für die vielen, die am Wochenende, in den Ferien hinausziehen *aus grauer Städte Mauern*.

Wenn nur Raum genug ist in der aufgesuchten

Landschaft, Raum, in dem man sich frei bewegen kann, ohne schnell wieder von städtischen Vorstellungen, Bildern und Verhaltensregeln eingeholt zu sein; wenn nur Abwechslung genug geboten ist zwischen Wald, Grünland und Feld, zwischen Sonne und Schatten; Gliederung durch Baumzeilen, ländliche Verkehrswege, durch die nicht zu dichte Verteilung von Dörfern und Höfen; wenn sich nur Wasser findet in irgendeiner Form. Mehr benötigt, mehr verlangen und erwarten die ins Grüne strebende Stadtmenschen im Durchschnitt nicht. Sie alle suchen nicht so sehr das differenzierte Angebot. Wer von ihnen Einsicht in die Details, ästhetisches oder botanisch-wissenschaftliches oder entomologisches Entzücken an Kostbarkeiten erwartet, der überfordert sie. Und wenn sie von freier Natur sprechen und schwärmen, dann meinen sie auch nicht so sehr eine von menschlichen Eingriffen freie Natur, zum Beispiel die einmündige Wiese mit ihrer floristischen Vielfalt oder den Bannwald mit seinem Werden und Vergehen. Sie meinen ihre eigene Freiheit, in der Natur sich zu bewegen, querfeldein, über die Heide hin und durch den Wald, sie meinen den freien Raum zum Spielen und Lagern – ganz besonders für Kinder, aber auch für andere weniger auf ästhetische, wissenschaftliche oder stimmungsmäßige Reize ausgehende Städter. Und dies ist es, was ihnen die Wacholderheiden der Alb lieb und wichtig macht. Diese Freiheit – und nicht so sehr ästhetische oder floristische Kostbarkeit, nicht die wirtschafts- und heimatgeschichtliche Bedeutung. Und – ich betone das! – es ist ihr gutes Recht, sich so zu verhalten!

Aber mit Park-, Rast-, Liege- und Spielplätzen sieht man gern andere Dinge kombiniert, die einen Aufenthalt in der Natur besonders reizvoll machen, weil sie Akzente setzen oder die Behaglichkeit steigern, weil sie vielleicht auch ohne große Anstrengung Stimmung vermitteln: eine schöne Aussicht, vielleicht von einem Turm aus; Gelegenheit zum Kahnfahren oder zum Baden, Planschbecken, Spielgeräte und Spieleinrichtungen für Kinder; eine Gartenwirtschaft mit schattenspendenden Bäumen, die mit dem Ländlich-Naturhaften ein erfreuliches Angebot aus Küche und Keller verbindet; ein paar Bänke – etwas abseits vom lauten Betrieb, aber leicht erreichbar für ältere Besucher, für Gehbehinderte und Familien mit Kinderwagen – all dies ist für Erquickung suchende Städter durchweg wichtiger als die Maßnahmen eines differenzierten Landschaftsschutzes.

Das mag einigen oder vielen von uns gefallen oder eben nicht – so ist es. Und wir haben angesichts dieses allgemeinen Vergnügens an einem erquicklichen

Aufenthalt in der Landschaft nur die Wahl zwischen FAUST und dem grämlich mäkelnden WAGNER, zwischen dem verständnisvollen Zufrieden jauchzet groß und klein: Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein und dem überheblichen Sie toben wie vom bösen Geist getrieben Und nennen's Freude, nennen's Gesang.

Allerdings ist dabei nicht nur von Belang, was man «dem Volke» anbietet, sondern wie man es zugänglich und benützlich macht, welche Zuordnungen zu Verkehrswegen, Fremdenverkehrszentren usw. man findet oder schafft, durch welche Kombinationen und Gruppierungen ein ausgewogenes Verhältnis hergestellt wird zwischen dem Angebot an Einrichtungen, dem Zustrom der Besucher und der Empfindlichkeit der Landschaft.

Wenig ist da für die konkrete Planung getan mit pauschalen Aufzählungen, wie sie etwa das 1971 vom Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft, Weinbau und Forsten vorgelegte ALBPROGRAMM bietet: *Für die erholungssuchende Bevölkerung sind Freizeit- und Erholungseinrichtungen wie Wanderparkplätze, Wanderwege, Lehrpfade, Schutzhütten, Spiel- und Rastplätze, Feuerstellen, Wildschaugatter u. a. in erforderlichem Umfang zu schaffen. Sommer- und Wintersportmöglichkeiten sind zu berücksichtigen. Für die Ferienholung sind stufenweise die erforderlichen Gemeinschaftseinrichtungen zu erstellen. Belastungen durch eingetretene Schäden infolge des Erholungsverkehrs im Wald und in der Feldflur sollen abgewendet, ausgeglichen oder gemindert werden – . . . Freizeit- und Erholungseinrichtungen sind bevorzugt in landschaftlich reizvollen Teilen des Programmgebietes mit höherer Besucherdichte zu schaffen oder dort, wo Erholungsschwerpunkte entstehen*

«Hier bin ich Mensch . . .» Beim Würstchenbraten wird die Wanderung zum romantischen Erlebnis.



*sollen. Besondere Bedeutung kommt der systematischen Erschließung der Landschaft mit Erholungseinrichtungen zu. . . . Von wesentlicher Bedeutung ist die Anlage von Erholungseinrichtungen im Wald, weil die uneingeschränkte Begehbarkeit des Waldes, die Ruhe und das Erlebnis eines ursprünglichen Naturgenusses in der industriegeprägten Umwelt zu einem besonderen Erholungswert führen. Durch Zählungen wurde nachgewiesen, daß die Zahl der Erholungssuchenden im Wald jährlich um 10–20% zunimmt.*

Ganz allgemein kann gesagt werden, daß die theoretische Basis für die Planung und Erschließung von Landschaft für Freizeit und Erholung noch viel zu schmal ist. Gelungene Beispiele für die Erschließung von Freizeit- und Erholungsgebieten beruhen bislang weithin auf Einfallsreichtum und Initiative Einzelner, die aus Erfahrung und Intuition sichtplanend Schritt für Schritt das einmal Begonnene erweitert, modifiziert und verbessert haben. (Vgl. dazu die Entwicklung der Erholungseinrichtungen im Frankfurter Stadtwald durch KURT RUPPERT oder auch die Ausführungen von HUGO BAUMANN in diesem Heft.) Gerade auch Forstleute haben sich in den letzten Jahren intensiv bemüht, festzustellen, welche Wünsche und Vorstellungen den oder die Bürger bestimmen, wenn sie Spaziergänge, Wanderungen, Ausflüge in Natur und Landschaft unternehmen. Einmal, um diesen Vorstellungen und Wünschen gerecht zu werden. Zum anderen aber auch, um nachzuweisen, welche nicht direkt zu Buche schlagenden Werte von der Landschaft, vom Wald – und damit auch von Forstwirtschaft und -verwaltung – fast wie nebenbei produziert werden. Da gibt es Zählungen, Befragungen, Messungen, Erhebungen und Berechnungen wie die von WEIDENBACH für den Schönbuch, von BALZER und GESSNER für den westlichen Solling. Da gibt es die eher allgemeinen und grundsätzlichen Überlegungen zum Erholungswert der Landschaft, wie sie von KIEMSTEDT, SCAMONI, HOFMANN und SPEIDEL angestellt worden sind. Sie alle mußten jedoch in der Spekulation steckenbleiben, weil sie befangen sind in den herkömmlichen bildungsbürgerlichen Maßstäben. Das läßt sich an den gelegentlich fast suggestiv wirkenden Formulierungen bei Fragebogenerhebungen ablesen oder auch an den Auswertungen der Antworten. So bemerkt etwa ZUNDEL – man ist versucht zu sagen mit naivem Staunen und herablassendem Wohlwollen: *Nur etwa 20% der Waldbesucher nannten als Grund des Spazierganges die Möglichkeit zur Naturbetrachtung. Das sind an sich überraschend wenig; doch ist mit zunehmender Freizeit – man denke nur an das Thema Bildungsurlaub – anzunehmen, daß derjenige Anteil der Bevölkerung wachsen wird, der sich mehr*



Bedrohung und Zerstörung von Landschaft am Siedlungsrand.

mit dem tatsächlich Interessanten draußen in der Natur befassen will. Hier geht es also nicht um das, was die Waldbesucher interessiert, was sie wünschen und wollen, was ihnen Spaß macht, hier hofft man, daß sie's schon noch lernen, mit was sie sich nach höherem Befinden als dem tatsächlich Interessanten zu befassen haben. Ähnliche Ausgangspositionen werden auch in höchst theoretischen Bewertungen und Bewertungsmaßstäben erkennbar, die aus Rand-, Relief-, Uferwerten und dergleichen mehr abgeleitet sind, und in den manchmal recht eigenwillige Methoden, diese Werte in ein mathematisch faßbares Netz von Beziehungen einzubringen und vielleicht sogar ökonomisch faßbar zu machen. Eine Zwischenstellung nimmt RENATE KRYSMANSKI ein, die unter soziologischem Aspekt nach der Nützlichkeit der Landschaft fragt, aber doch nicht ganz auf die vorgegebenen Maßstäbe und Werte in den Abfragemustern verzichten mag. (Daß sie übrigens eine Fülle von Einsichten in unser Problem vermittelt, sei hier

nur am Rande vermerkt.) Niederländische Untersuchungen, wie sie z. B. von DERK DE JONGE referiert werden, scheinen mir methodisch günstiger angelegt zu sein: Sie beobachten das Verhalten von einzelnen und von Gruppen und analysieren dann dieses Verhalten. Sie gehen also sozusagen von «den Leuten» aus und nicht von ihren eigenen Konstruktionen oder Konventionen über Landschaft und deren Benützbarkeit. Sie übertragen damit auf die Landschaft eine wichtige Forderung, die HERMANN HENSELMANN für die Stadtgestaltung aufstellt, wenn er fordert, diese sollte auch nicht die Gewohnheiten, Bedürfnisse und Empfinden der Architekten ausdrücken, sondern derer, die diese Städte, Straßen und Plätze benutzen müssen.

Und dies bringt uns nun endlich aus der Erholungs- und Wochenendlandschaft zurück dahin, wo die meisten – und die meisten unerfüllten! – Forderungen der Industriegesellschaft an die Landschaft gestellt werden: in die Zone der Grenzen und Übergänge, in die Problemgebiete am Rande der Siedlungen: Denn Landschaft beginnt ja nicht erst dort, wo man das Land erreicht; Landschaft ist überall. Es gibt Stadt- und Industrielandschaften. Auch in die Wohnräume dringt Landschaft ein: optisch wahrnehmbar durch die von den Fenstern eröffnete Aussicht, konkret und handgreiflich in den Durchdringungen von Wohnraum und Landschaftsraum mit Wohngärten, Terrassen, Balkone.

In der Zone des Übergangs von umschließender Bebauung zu offenem Land ist die Landschaft am weitesten schon zerstört, am gefährlichsten bedroht. Hier ist meist wenig Naturgenuß geboten; aber gerade hier sind intensive – vorwiegend wiederherstellende und pflegende – Maßnahmen der Landschaftspflege dringlich und notwendig: Von hier gehen die kleinklimatischen Wirkungen aus auf die alltägliche Umwelt der Menschen, hier liegen die Wege zu den Arbeitsstätten und Schulen, die Spiel- und Ruheplätze im Kinderwagenbereich, hier sind die lokalen Ansätze für jede Heimatbindung.

Wir sollten nicht so schnell bereit sein, von Landschaften minderen Werts zu sprechen, wo's eh nichts mehr zu schützen gebe. RICHARD LOHRMANN mahnte zurecht: *Auch die Menschen, die in vielleicht weniger reizvollen Gegenden wohnen, haben ein Anrecht darauf, daß ihre heimatliche Landschaft ein anständiges Gesicht, eine gesunde Verfassung behält und nicht dem «Ausverkauf» preisgegeben wird. Damit erhebt sich gleichzeitig die Frage nach der Schutzbedürftigkeit.* (Während wir ja viel zu oft und viel zu gerne von der Schutzwürdigkeit ausgehen!)

In diesen weniger reizvollen Gegenden spielt sich nun auch der größere Teil dessen ab, was wir «Freizeit»

nennen. Nach dem kürzlich vorgelegten 3. Raumordnungsbericht der Bayerischen Staatsregierung verfügt der Erwerbstätige im Durchschnitt über *täglich bis zu 6<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Stunden Freizeit. Im Jahresdurchschnitt entfallen nur 10 Prozent der Freizeit auf den Urlaub, 30 Prozent auf die Wochenendausflüge, 60 Prozent auf die Freizeit am Wohnort.* Konsequenterweise fordert dieser Raumordnungsbericht weiter, *in verstärktem Maße immer örtliche Freizeit- und Erholungseinrichtungen aller Art bereitzustellen.* Und das heißt auch: landschaftliche Voraussetzungen für Freizeit und Erholung *am Wohnort* zu schaffen.

Man muß das Problem Freizeit sehr differenziert sehen. Denn es gibt ja so vielerlei Freizeiten. GERHARD ZIEGLER nannte sogar die Zeit der Krankheit eine Freizeit. Sicher aber ist neben der Urlaubs- und Wochenendfreizeit diejenige immer wichtiger geworden, die im Umkreis der Wohnung verbracht wird, sozusagen in «Kinderwagenentfernung». Meines Wissens hat der frühere Frankfurter Forstdirektor KURT RUPPERT diesen Begriff in Theorie und Praxis siedlungsnaher Erholungslandschaft eingeführt und damit den Radius bezeichnet, in dem vor allem benützbare Landschaft für die alltäglichen Freizeit- und Erholungsbedürfnisse zur Verfügung stehen muß. Für Familien mit Kindern, für ältere Menschen (in der «Altersfreizeit»), für Behinderte – und auch für den Spaziergang «zwischendurch» (mit und ohne Hund).

Nun ist davon auszugehen, daß gerade die «Freizeit am Wohnort» künftig noch wesentlich zunimmt und vermehrte Ansprüche auslöst. Gewiß, nicht alle von Erwerbstätigkeit freie Zeit ist Freizeit. Schlafen und Essen, Körperpflege und Kindererziehung, Arbeiten im Haushalt – einschließlich aller do-it-yourself-Handwerkerei – das alles wird man nicht unbedingt als Freizeit im eigentlichen Sinn bezeichnen können, so wenig wie Nachbarschaftshilfe, wie soziales und politisches Engagement. Dennoch bleibt ein gutes Maß an völlig freier, der freien Selbstbestimmung offener Freizeit. Und dieses Maß wird weiter wachsen. Nicht nur durch die normalen tariflichen Verbesserungen: Es gehört zu den Begleiterscheinungen der zweiten industriellen Revolution, daß menschliche Arbeitskraft besonders teuer ist; deshalb wird der Kostenfaktor Arbeit möglichst weitgehend wegrationalisiert. Es gibt keinen Ausweg: Entweder haben immer eine gewisse Anzahl Arbeitslose sozusagen «Freizeit am Stück». Oder die verbleibende Arbeit wird verteilt auf alle, die dann eben durchgehend mehr Freizeit haben. JEAN FOURASTIÉ prognostiziert, daß man in absehbarer Zeit von 30 Stunden pro Woche bei 40 Arbeitswochen im Jahr ausgehen könne und ist zu dem Ergebnis ge-

kommen, daß dann in einem menschlichen Leben nur noch 40 000 Stunden auf die Arbeit entfallen, während es dann rund neunmal so viel Freizeitstunden gibt!

Immer wichtiger also werden die «Landschaften vor der Haustür». Nicht nur die Grünzüge und Anlagen, nein, die Siedlungslandschaften als Gegenden mit eigenem *Totalcharakter*. Es geht einfach nicht an, zwischen ohnehin zermürender Maloche und ein bißchen Wochenend- und Urlaubsvergnügen die ganze Tristesse so vieler Zwischenlandschaften einfach hinzunehmen – nur weil sie dem Städtebauer eh nicht interessant und dem Landschaftsschützer nicht schutzwürdig genug sind!

In ihrem Essay *Über den Umgang mit der Natur* bemerkt BRIGITTE WORMBS: *Verlagerung der Refugien und Kompensation der Schäden bis an die Grenzen erschöpfbaren Potentials sind kein Ausweg aus dem Dilemma, das allwöchentliches Pendeln zwischen Werktags- und Sonntagswelt allmählich ad absurdum führt. Insistieren auf dem erzwungenen Gegensatz treibt in die Homogenisierung des gesamten Raumes.* Mit einem einzigen Satz fordert der Deutsche Werkbund in seinem Aufruf gegen die Landzerstörung eigentlich genau dasselbe: *Die Landschaft muß das Gesetz werden.* Die Landschaftsplanung nach dem neuen baden-württembergischen Naturschutzgesetz kann da ein wichtiger Schritt sein, um die Landschaft in ihren Teilen nicht nur (wenn das überhaupt noch möglich ist) in einem ökologischen Gleichgewicht zu halten, sondern auch in ihrem *Totalcharakter*, in ihrer Identität mit sich selber. Das bedeutet nicht museales Konservieren ganz bestimmter Landschaftsbilder, sondern: *Bewahrung des Totalcharakters, der Identität durch alle Veränderungen hindurch!* Nur so kann die Landschaft für die Menschen der Industriegesellschaft benützbar und wirtlich sein, nur so kann sie Heimat bleiben.

#### Literatur (in Auswahl):

Bauen in der Landschaft (Der Landkreis. August/September 1964). – BUCHWALD, KONRAD: Die Zukunft des Menschen in der industriellen Gesellschaft und die Landschaft. 1966. – Deutscher Heimatbund (Hg.): Jahrbuch 1967/68 (mit den Referaten vom Tag der deutschen Heimatpflege Stuttgart). 1966. – FOURASTIÉ, JEAN: Die 40 000 Stunden. 1969. – ISBARY, GERHARD: Landschaftsgestaltung als gesellschaftspolitische Aufgabe (in: Das Naturpark-Programm und seine Probleme). 1962. – KRYSMANSKI, RENATE: Die Nützlichkeit der Landschaft. 1971. – MÜLLER, ANDREAS: Landschaftserlebnis und Landschaftsbild. 1955. – PAFFEN, KARL HEINZ (Hg.): Das Wesen der Landschaft. 1973. – RUPPERT, KURT: Der Stadtwald als Wirtschafts- und Erholungswald. 1960. – WEIDENBACH, PETER: Naherholungsgebiet Schönbuch. 1971. – WORMBS, BRIGITTE: Über den Umgang mit Natur. 1976. – ZUNDEL, ROLF: Wald – Mensch – Umwelt. (Mitteilungen der Baden-Württembergischen Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt, Heft 52.) 1973.

*Unter Nummer 39 des Verzeichnisses der Studien- und Lehrfahrten ruft der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND seine Mitglieder zur Teilnahme an der AKTION IRRENBERG am 13. August 1977 auf. Diese Aktion wird seit Jahren von freiwilligen Helfern aus der näheren und weiteren Umgebung von Balingen durchgeführt – allen voran der HEIMATVEREIN KOHLRAISLE aus Thieringen. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND als Eigentümer des Naturschutzgebiets Irrenberg sollte da nicht tatenlos zusehen. Wir wiederholen den Aufruf zur Teilnahme an der Aktion Irrenberg 1977 und bekräftigen ihn durch die hier abgedruckten Ausführungen von HANS-DIETER STOFFLER, der als Vorstand des Staatlichen Forstamts Balingen und mit persönlichem Engagement alljährlich die Aktion organisiert, leitet und betreut. Und als Herausforderung für noch Zögernde sei der Zusatz zitiert, mit dem ein Mitglied seine Anmeldung versehen hat: «Schwerbeschädigt! Beteiligung, sofern sich nicht genügend junge Kräfte melden!» (Red.)*

Die Südwestalb unterscheidet sich von der mittleren Alb in vieler Beziehung. Vor allem rührt dies daher, daß die Schichten gegen den Schwarzwald zu höher liegen als weiter im Nordosten. Der mergelige Weißjura-alpha reicht daher oft bis zur Albsteilkante hinauf. Die breite Front der wohlgeschichteten Kalke, die den Trauf der mittleren Alb charakterisiert, tritt hier kaum in Erscheinung. Impressamergel und Ornatentone sind aber der Erosion, zumal bei der erhöhten Niederschlagsmenge (rund 1000 mm), nicht gewachsen. Die neckarwärts entwässernden Bäche haben daher alle Voraussetzungen erodierend zu wirken.

Ein Stück Südwestalb, das diese Merkmale besonders deutlich zeigt, ist der Hundsrück mit dem Irrenberg östlich Balingens, an der ehemaligen Grenze zwischen Württemberg und Hohenzollern. Ein Vorsprung der Albhochfläche (ca. 920 m ü. NN) ist hier von drei Seiten durch den Angriff der Bäche so verschmälert worden, daß nur ein schmaler Grat zwischen dem Hundsrück und dem Irrenberg stehen geblieben ist. Es kommt daher nicht von ungefähr, daß genau an dieser Stelle große Teile dieses Sattels Anfang September 1972 samt Feldweg und Wanderweg ins Thanheimer Tal abgerutscht sind. Der einstige Feld- und Wanderweg liegt jetzt teils verschüttet, teils auch vollständig erhalten etwa 8 m tiefer als früher. Dieser Vorgang ist deshalb so interessant, weil er für die geomorphologischen Verhältnisse am Irrenberg und für die Entwicklung der Bö-

den und der Vegetation in diesem Gebiet besonders charakteristisch ist.

Für die Struktur und Entwicklung der Vegetation ist aber auch die Nutzungsgeschichte von großer Bedeutung. Ähnlich wie beim Naturschutzgebiet Irrendorfer Hardt liegt das Gebiet im hintersten Winkel der abgelegenen Gemarkungen. Vier bis fünf Kilometer schlechter Wege und ein erheblicher Höhenunterschied standen bei den schwierigen Standortverhältnissen intensiver Landwirtschaft entgegen. So liegt Zillhausen 644 m ü. NN, die letzten Parzellen am Irrenberg liegen aber über 250 m höher, ein eigenartiges Zusammentreffen alpiner Wirtschaft und alpiner Vegetation! –

Verständlich erscheint uns jetzt, daß die ohnehin mageren Wiesen nie gedüngt und daher im Urzustand der Kulturlandschaft erhalten geblieben sind.<sup>1</sup> Die Hochfläche ist weitgehend baumfrei. Am Abhang aber stehen zerstreute Einzelbäume, Gebüsche und Gehölzgruppen in malerischer Verteilung und vollkommener Entwicklung ihrer Äste, so daß ein parkartiges Bild entstanden ist. Daher schreibt HANS SCHWENKEL mit Recht: *Ein solches Stück Alblandschaft in seiner überlieferten Erscheinung, also in der Wirtschaftsform der Holz- und Magerwiese, zu erhalten und seinen Baumbestand und seine reiche Flora zu schützen, ist eine wichtige Aufgabe des Naturschutzes. Der sicherste Weg hierzu ist der Kauf und dann die Eintragung in das Reichsnaturschutzbuch.*<sup>2</sup>

Dem Ebinger Oberforstmeister und Naturschutzbeauftragten KAUFFMANN, einem tüchtigen Mann der gediegenen Generation RICHARD LOHRMANNs, kommt das besondere Verdienst zu, mit Geschick und Energie die Käufe der Grundstücke für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND (damals BUND FÜR HEIMATSCHUTZ) durchgeführt zu haben. Am 25. September 1937 hatte der BUND FÜR HEIMATSCHUTZ IN WÜRTTEMBERG UND HOHENZOLLERN E. V. KAUFFMANN Vollmacht erteilt, die Grundstückskäufe durchzuführen. Schon am 16. 11. 1937 konnte KAUFFMANN an die Württembergische Landesstelle für Naturschutz berichten, daß er die Pfeffinger Wiesen um 6 Pf/qm, die Zillhauser Wiesen um 7 Pf/qm erworben habe. (Nur zwei Parzellen auf Markung Zillhausen stehen jetzt noch aus.) 1938 wurde die letzte Wiese auf Gemarkung Pfeffingen für 8 R Pf/qm vom Ev. Oberkirchenrat gekauft. Schließlich ist am 8. September 1943 die Verordnung des Württembergischen Kultministers als Höhere Naturschutzbehörde über das Naturschutzgebiet Ir-

renberg in den Gemarkungen Zillhausen und Pfeffingen, Landkreis Balingen, veröffentlicht worden. Das ganze Schutzgebiet hat eine Größe von 16 ha 73 Ar 42 qm. Es umfaßt insgesamt 54 Parzellen, eine Besitzstruktur, die bei diesen schwierigen Wirtschaftsbedingungen einen denkwürdigen Einblick in die Lebensverhältnisse der Landwirte zurückliegender Generationen gibt.

Wegen des reichen Vorkommens der österreichischen Rippensame (*Pleurospermum austriacum*) sollte auch die große Parzelle Nr. 903, ein Kiefernwäldchen, von dem jetzt ein Teil ins Thanheimer Tal abgerutscht ist, ebenfalls gekauft werden. Dies geschah im Jahre 1951. Damit war die räumliche Verbindung zum Naturschutzgebiet Hundsrück auf der ehemals hohenzollerischen Gemarkung Thanheim hergestellt. Es handelt sich dabei um ein 2,3 ha großes Gebiet im Eigentum des Zollernalbkreises, das dem Pflanzenschutz gewidmet ist und für das Naturschutzgebiet Irrenberg eine wichtige Ergänzung darstellt.

In der Naturschutzverordnung kommt insbesondere der Charakter des Irrenbergs als Pflanzenschutzgebiet zum Ausdruck. Der Irrenberg ist deshalb auch nicht als Erholungsgebiet anzusprechen etwa im Sinne von Landschaftsgebrauch zum Genuß erquicklicher Naturschönheit; er dient vielmehr der ungestörten Idylle und vor allem der Wissenschaft. Daher ist es gem. § 3 verboten, die Wege zu verlassen, zu lärmern, Feuer zu machen, Abfälle wegzuwerfen oder das Gelände auf andere Weise zu beeinträchtigen. Auch das Aufstellen von Bänken, das Lagern und das Reiten sind verboten. Von besonderem Gewicht ist das Verbot, die Rasenfläche zu düngen.

Zunächst war die Pflege so vorgesehen, daß die Mahd der Rasenflächen nach dem 15. Juli auf Grund einer jährlichen Versteigerung vorgesehen war. Die Pachtpreise für den Heuertrag der Parzellen lagen auf Gemarkung Pfeffingen bei 3 RM, der Acker auf derselben Gemarkung (Parzelle 3234) wurde für 8 RM verpachtet (Stand 1938).

Damit war die herkömmliche Bewirtschaftung gesichert. Sie bestand darin, daß jährlich nach Jakobi die Wiesen einmal gemäht wurden. In Trockenjahren verzichtete man in den Steillagen wohl hin und wieder ganz darauf. Hinweise auf frühere Laubnutzung (Schneiteln) und auf die Bewirtschaftung vor der Zeit der Stallfütterung fehlen.

1958 wurden die ersten Pflegeprobleme aktenkundig: Während die flacheren Bereiche und insbesondere die Hochfläche auf Gemarkung Pfeffingen noch gemäht wurden, blieben die Steilhänge immer häufiger ungemäht liegen. Der Anflug von Aspen

und die Ausbreitung der Baumgruppen über das herkömmliche Maß hinaus war schon damals Sorge des Naturschutzes. In der Folgezeit machte man sich viel Gedanken über Möglichkeiten der Pflege. Ende 1959 konnte KAUFFMANN keinen Landwirt mehr finden, der die Wiesen im Naturschutzgebiet Irrenberg unentgeltlich und gegen den Heuertrag im Sinne des Naturschutzes pflegen wollte. Schließlich wurde Anfang 1960 der Vorschlag diskutiert, Teile des Irrenberges abzubrennen. Dieser Vorschlag stieß aber auf die strikte Ablehnung der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege mit folgenden Begründungen:

- a) Durch Abbrennen würde die Fiederzwenke (*Brachypodium pinnatum*) gefördert. Aber gerade sie sollte durch das Mähen zurückgedrängt werden. Dieses Gras übersteht im Gegensatz zu anderen Gräsern das Abbrennen durch seine tiefgehenden Ausläufer sehr gut, und man erhält nachher Fiederzwenken-Reinbestände, wie sie gerade für die immer wieder abgebrannten Böschungen der Bundesbahn bezeichnend sind.
- b) Wir sollten vom Naturschutz aus nicht anderen ein Beispiel für Abbrennen geben – und dazu noch in einem Naturschutzgebiet! (Wo wir doch immer gegen das sinnlose – und gesetzwidrige! – Abbrennen von Böschungen, Rainen usw. Einspruch erheben.)

Schließlich wandte sich die Landesstelle an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES mit der Bitte, 200 bis 300 DM zur Verfügung zu stellen, um wenigstens eine Versuchsfläche in Größe von einigen Ar abzumähen.

Auch die Presse wurde auf den immer desolateren Zustand der Irrenbergwiesen aufmerksam. FRITZ SCHERER berichtete am 16. Juni 1963 im ZOLLERNALBKURIER unter dem Titel *Naturschutzgebiet Irrenberg in Gefahr*, daß es jetzt endlich gelte, Wege zu finden, um das einzige Stück unverfälschter Mähder in unserer Heimat zu erhalten.

Mit dem Motto SCHLATTERS (1894) *Ohne Sense keine Wiese*,<sup>3</sup> hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen: «Wir wissen heute sehr genau, daß unsere Wiesen ihre Existenz und ihre Erhaltung nur den Menschen, besonders dem Sensenschmied verdanken. Wenn diese Tätigkeit aufhört, setzt unverzüglich unter unseren klimatischen Bedingungen eine Wiederbewaldung ein».

Im Jahre 1963 hat dann der Naturschutzwart ROLF MAHR vom Pflgetrupp Tübingen mit Sitz und Aufgabenschwerpunkt am Federsee in der Zeit vom 14. August bis 4. September die gesamte freie Fläche mit großem Fleiß gemäht und alsdann mit Hilfe von Freiwilligen auch weithin freigerecht. Zu den Frei-



Die Aufnahme aus dem Jahre 1954 läßt den Zustand des Naturschutzgebiets Irrenberg bei angemessener Nutzung erkennen, er soll nun durch regelmäßige Pflegemaßnahmen wiederhergestellt und erhalten werden. (Foto: Mauthe – Balingen)

willigen gehörten damals schon Mitglieder des SCHWÄBISCHEN ALBVEREINS sowie ein Teil der Jugendgruppe des BUNDES FÜR VOGELSCHUTZ (Balingen), deren vorbildlicher Einsatz besonders hervorgehoben wurde. Schon damals gab es für die Helfer ein kleines Vesper nebst Getränken. Fast täglich, so steht in dem Bericht weiter, kam Oberforstmeister KAUFFMANN, um sich über den Stand der Arbeit zu informieren und alle organisatorischen Fragen zu klären. Zu den Hauptproblemen gehörte neben der Beseitigung des Heus die Entfernung der Ameisenhaufen auf der ganzen Fläche. Daß bei einer solchen Aktion auch Gemeinschafts- und im weitesten Sinne Familiensinn entstehen kann, geht aus dem Schreiben von ROLF MAHR vom 15. 9. 1963 an KAUFFMANN hervor. Darin bedankt er sich abschließend sehr herzlich für die Fürsorge und Organisation und vor allem für die familiäre Gesinnung, die

allen so sehr gut getan und geholfen habe. Ich erwähne dies ausdrücklich, da ohne breite örtliche Basis Pflegeprobleme m. E. nicht sinnvoll gelöst werden können. Man kann also sagen, daß diese Aktion im Jahre 1963 die erste AKTION IRRENBERG war. Im Laufe des Herbstes wurden dann von Forstwart SCHAIRER, Streichen, die letzten Rückstände der Pflegeaktion beseitigt.

Alsdann wurden die Maßnahmen in wechselnden Abständen und in wechselnder Intensität weitergeführt. Dabei machte vor allem die Heubeseitigung, die Gehölzpflege, der Aushieb von Aspen und die Beseitigung verfilzter Haufen der Rasenameisen Sorgen.

Im Herbst 1972 hatte GERD SCHACH den Posten des Gaunaturwärters im Zollergau des SCHWÄBISCHEN ALBVEREINS übernommen. Zusammen mit mir hat dann eine aktive Gruppe von Naturschutz-

warten des SCHWÄBISCHEN ALBVEREINS das Naturschutzgebiet besichtigt; wir kamen zum Schluß, daß es am zweckmäßigsten wäre, die dringende Pflegeaktion jährlich durchzuführen. Nach und nach wollten wir alles in den Griff bekommen: Mechanisierung des Mähens, Verlegung des abgerutschten Wanderweges, Auslichten der Gehölze, Aushieb der Aspen, Beseitigung des Pestizid- und Düngereinsatzes auf dem letzten Acker. Drei Umstände waren es dann, die der Aktion Irrenberg bisher zu ihrem Erfolg verholfen haben:

1. Die Mithilfe auf breiter Basis: Stadträte und Gemeinderäte, Jäger, Naturfreunde, Bünde des Naturschutzes, Heimatvereine und Privatpersonen stellten sich voll hinter die Aktion. Das gilt insbesondere für die aktiven Naturschutzwarte des SCHWÄBISCHEN ALBVEREINS, und für die Mitglieder des HEIMATVEREINS KOHLRAISLE TIERINGEN.

2. Man hat es immer gern gesehen, daß auch «die Großkopften», Oberbürgermeister, Landrat und Abgeordnete, dabei waren, um ein wenig den Ärger der Woche auszuschwitzen. Der Bezirksstelle für Naturschutz in Tübingen und dem Regierungspräsidium sowie der Forstdirektion verdanken wir den Segen und aktive Mithilfe. Die Unterstützung der Stadt Balingen erschöpfte sich nie in einem finanziellen Zuschuß, sondern man spürte deutlich, daß sie, sowie die Ortschaftsverwaltungen Zillhausen und Streichen, wußten, was sie taten, wenn sie die Wiesen am Irrenberg als schönes Stück Heimat pflegen konnten. Hervorzuheben ist die tätige Mitwirkung des Landwirtschaftsamtes, dem wir auch viele gute Ratschläge verdanken. Herrn Regierungslandwirtschaftsdirektor LIST sind wir dafür besonders dankbar.

3. Zur Rationalisierung und Arbeitserleichterung trug der Einsatz des Mähwenders des Forstamtes Balingen erheblich bei. Er ist einsatzfähig bis zu einer Steigung von 60 Prozent. Über dieses Gefälle hinaus müssen einachsige Motormäher des HEIMATVEREINS KOHLRAISLE eingesetzt werden. Auf Plastikbahnen wird dann das Heu auf den Mittelhangweg oder unterhalb des Mittelhangweges auf die Talsohle «geschlittelt». Vom Mittelhang aus wird das Heu oder Gras vom Ladewagen des Landwirts HERMANN SCHNEIDER abgefahren. Was könnten wir ohne ihn mit den riesigen Heuhaufen anfangen?

Die einmähdigen, ungedüngten Wiesen am Irrenberg sind die schönsten Mäher im Kreisgebiet und wohl die malerischsten und floristisch reichhaltigsten der ganzen Alb.<sup>4</sup> Sie sind – vielleicht als Reste früherer Weidewälder<sup>5</sup> – mit lockeren Baum- und Gehölzgruppen durchsetzt. Sie bilden eine reizvolle Parklandschaft, eine ländliche Idylle, wie sie in ihrer

heiligen Schönheit von VERGIL<sup>6</sup> erkannt wurde und bis zu den Wurzeln der Weltliteratur, aber auch bis in unsere Zeit des maßlosen Landschaftsverbrauchs noch verfolgt werden kann. Die Holzwiesen am Irrenberg sind damit Bild der Kultur- und Geistesgeschichte, Bild der Harmonie von Landbau und Natur. Betrachtet man die schönen Bäume, so erinnert man sich an das Lied des Laubers in der ersten Ekloge VERGILS, das dieser beim Schneiteln in den Baumwipfeln singt.<sup>7</sup> Diese Bäume sind nicht etwa um der Schönheit der Landschaft willen bewußt von Gartenarchitekten angeordnet worden. Unge künstelt sind sie entstanden, vornehmlich zur Nahrung des Viehs; denn Laubheu spielte in alten Zeiten eine große Rolle bei der Versorgung des Viehs im Winter, aber auch im Sommer, vor allem bei Trockenheit.<sup>8</sup> Die Kalkmagerrasen der ungedüngten Mäher unterscheiden sich stark von den gewöhnlichen Öhmdwiesen. Charakteristisch ist vor allem der hohe Anteil der Kleearten unter den Blütenpflanzen in den verschiedensten Farben. Gelb: der Hufeisenklee (*Hippocrepis comosa*), der Wundklee (*Anthyllis vulneraria*), der Hornklee (*Lotus corniculatus*), der blaßgelbe Klee (*Trifolium ochroleucum*). Weiß: der Bergklee (*Trifolium montanum*) und viele Doldenblütler. Rot: die Esparsette (*Onobrychis sativa*, auch in der alpinen subsp. *montana*). Blau: die Küchenschelle (*Anemone pulsatilla*), das Kohlräisle (*Muscari botryoides*) und später die häufige Kugelrapunzel (*Phyteuma orbiculare*).

Dazu kommen dann die Orchideen, die leider gegen Düngung besonders empfindlich sind. Von Korbblütlern fallen auf: Traubenpippau (*Crepis praemorsa*), Hachelkopf (*Hypochoeris maculata*), Weidenalant (*Inula salicina*). An den Rändern der Gebüsche finden wir das Rindsauge (*Bupthalmum salicifolium*), den blaugrünen Meister (*Asperula glauca*), die Hirschwurz, das Laserkraut und das alpine Berghähnlein (*Anemone narzissiflora*), um nur einzelne zu nennen.

An Gräsern herrscht auf den Mähdern die Tresse (*Bromus erectus*) bei weitem vor. Das Zittergras (*Briza media*), die Knollenrüsterstaude (*Filipendula hexapetala*) und der Trommelschlegel (*Cirsium tuberosum*) kennzeichnen die vorwiegend mergeligen Standorte. Ein typischer Magerkeitszeiger ist das Ruchgras (*Anthoxanthum odoratum*), ebenso wie das Honiggras (*Holcus lanatus*).

Auch zahlreiche Seggen (*Carex clauca*, *montana*, *caryophyllacea*) kommen vor. Am Südrand des Kiefernwäldchens und an den trockenen Hangkanten dringt die Erdsegge (*Carex humilis*) mit der Küchenschelle in den Halbtrockenrasen vor und kennzeichnet seine trockene Variante. Auf den wechsel-



Berghähnlein und geflecktes Knabenkraut im Naturschutzgebiet Irrenberg. (Foto: Mauthe – Balingen 1954)

trockenen Tonböden finden wir eine Ausbildung mit dem Rohr-Pfeifengras (*Molina arundinacea*), dort kommt auch die Färberscharte (*Serratula tinctoria*) vor. An steilen exponierten Stellen sind Übergänge zu den Blaugrashalden nicht selten. Hierfür ist das alpine Blaugras (*Sesleria coerulea*) charakteristisch.

Am Rande von Mergelrutschen und lichten Waldsäumen, oft mit dem bunten Reitgras (*Calamagrostis varia*) zusammen, kommt die Rippensame (*Pleurospermum austriacum*) vor. Sie gehört zu den bemerkenswertesten Hochstauden des Naturschutzgebietes, zu denen an den Rändern der Gehölze vor allem das Laserkraut (*Laserpitium latifolium*) und immer wieder auch der Gelbe Enzian (*Gentiana lutea*) gehört.

In den Gehölzgruppen herrschen in der Baumschicht Buche, Esche, Bergahorn und Eiche vor. Auch die Bergulme ist nicht selten. Bekannt ist, daß sich insbesondere die Esche für die Gewinnung des

Laubheus gut eignete. In der Strauchschicht sind Haselnuß und Mehlbeere reichlich vorhanden. Hinzu kommen der Feldahorn, der Kreuzdorn, die Heckenrose (meist *Rosa vosagiaca*), der Holzapfel und andere. Immer wieder sind auch Nadelhölzer anzutreffen, auf besseren, frischeren Standorten auch die Weißtanne. Kiefer und Fichte versämen sich dagegen leicht auf den trockenen Standorten, die zu den Reitgrashalden vermitteln. Der Wacholder fehlt dagegen fast völlig, genauso die Schlehe, das lästigste aller Weidenunkräuter: Es handelt sich eben nicht um Weiden, sondern um Holzweiden! Zweckmäßig wäre eine genaue, pflanzensoziologische Kartierung des ganzen Gebietes, denn diese hier gegebene knappe Beschreibung sollte nur einen allgemeinen Eindruck von der floristischen Vielfalt vermitteln als Begründung für unsere Pflegemaßnahmen. Diese sollen ganz schlicht und einfach darin bestehen, das zu tun, was die Bauerngeneration unserer Großväter am Irrenberg tat: Mähen und Holzen. Wir wollen daraus lernen und daran unsere Freude haben.

#### Anmerkungen

- 1 Es ist nicht auszuschließen, daß das Gebiet vor der Aufteilung der Fläche als Waldweide genutzt wurde. Vgl. hierzu vor allem die Ausführungen von ELLENBERG H. 1963, *Vegetation Mitteleuropas mit den Alpen*, S. 27–55. Er beschreibt dort die Entwicklungsstadien zwischen Wald, Weide und Wiese aus der alten Geschichte des Landbaus sehr anschaulich.
- 2 SCHWENKEL, H. aus: *Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Baden-Württemberg* 1941–1945, 97–101. Jahrg.; Veröffentl. d. Württ. Landesstelle für Naturschutz Heft 18, S. 106–112.
- 3 SCHLATTER, T.: Über die Verbreitung der Alpenflora mit spezieller Berücksichtigung der Verhältnisse in den Kantonen St. Gallen und Appenzell. *Ber. naturw. Ges. St. Gallen* 1872/73, S. 350–399.
- 4 HAUFF, R.: «Die Pflanzenwelt» aus der aml. Kreisbeschreibung des Landkreises Balingen 1960, Band 1, Seite 146.
- 5 Vgl. ELLENBERG wie Anm. 1
- 6 POSCHL., V. *Die Hirtendichtung Vergils*, Heidelberg 1964, S. 67–93.
- 7 VERGIL, *Ecl. I*, 56–58: *Hinc tibi quae semper vicino ab limite saepes / Hyblaeis apibus florem depasta salicti / saepe levi somnum suadebit inire susurro: / hinc alta sub rupe canet frondator ad auras; / nec gemere aeria cessabit turtur ab ulmo.* – (Von hier wird dir wie immer das Gebüsch vom nachbarlichen Hain, das von den hybläischen Bienen in ihrer Weidenblüte abgeweidet wird, oft durch leichts Summen zum Schläfe raten: Von hier wird unter dem hohen Felsen der Laubschneider sein Lied in die Lüfte singen; und die Turteltaube auf der luftigen Ulme wird nicht von ihrem Gurren ablassen.)
- 8 Vgl. LÜDI, W. 1955, *Beitrag zur Kenntnis der Vegetationsverhältnisse im Schweizer Alpenvorland während der Bronzezeit*. In W. U. GUYAN u. a. *das Pfahlbauproblem*. Monogr. Ur- u. Frühgesch. Schweiz 11, S. 91–109.



Das Opfer Abels und Kains.

# Kain im Westportaltympanon des Ulmer Münsters

*Adolf Schahl*

Es soll hier nicht versucht werden, an Hand der Ende des 14. Jahrhunderts geschaffenen Reliefs am Westportaltympanon des Ulmer Münsters eine theologisch gegründete Deutung der Geschichte von Kain und Abel zu geben, sondern es sollen jene Reliefs auf das hin befragt werden, was der Bildhauer darüber aussagte. Die Antwort auf diese Frage enthalten die Aufnahmen des verstorbenen Photographen der Württ. Landesbildstelle R. BOTHNER. Diese Antwort wollen wir an den Bildern ablesen, wobei sich sogleich etwas Besonderes herausstellt. Das «Interesse» des Bildhauers gilt überwiegend dem Kopf – um es genau zu sagen dem Gesicht – Kains, in der Darstellung des Opfers auch dem Abels. Im Gegensatz zum überindividuellen, christusähnlichen Typ des Antlitzes von Gottvater ist Kains Gesicht höchst individuell und, nach der Kennzeichnung der Eigenart seiner Person, sehr charakteristisch entwickelt. Es wird deutlich, daß dies eine ganz neue Sicht des zum Kains-Bewußt-

sein erwachten Menschen voraussetzt, die den «Herbst des Mittelalters» einleitet. Doch davon am Schluß.

Das Relief des Opfers von Kain und Abel hält sich bis in Einzelheiten an die überlieferte Bildformel. Links kniet Abel, der Hirte; er bietet mit über die Hände vorgezogenem Schulterumhang ein Lamm dar. Der Baum links über ihm verstärkt den Ausdruck der Hingebung, der sich in der Haltung der Gestalt kundgibt und im Schulterumhang zur bildhaften Gebärde wird. Rechts kniet Kain, der Ackerbauer; er streckt mit den gespreizten Fingern beider Hände seine Gabe, eine Garbe, in die Höhe. Oben schwebt in Wolkengekräusel Gottvater, Abel mit segnender Rechten zugewandt, den linken Arm wie abschirmend gegen Kain erhoben, auf den er niederblickt. Ein Engel links, ein Teufel rechts recken die Arme aus, die Opfer anzunehmen.

Man glaubte zu der Zeit, als das Relief entstand, zu wissen, weshalb Abels Opfer angenommen, das

Kopf des opfernden Abel.



Kopf Kains, Abel erschlagend.



Kains aber verworfen wurde: das Lamm, das Abel opfert, ja er selber, weisen voraus auf den blutigen Opfertod Christi, während die Gabe des frommen Kain – auch er ist, als ein Gott Opfernder, fromm – das Ergebnis der eigenen Leistung darstellt und darin mehr in Verbindung steht zum Gesetzeskult des Alten Bundes. Der Bildhauer begnügte sich mit diesem typologischen Bezug nicht. Ihm ist es in der Bildung der Gesichter von Abel und Kain vielmehr um die wirklichkeitsnahe und lebensvolle Schilderung der Wesensmerkmale zweier grundverschiedener Personen zu tun. Abels Gesicht ist frei und offen Gott zugewandt. Die einzelnen Züge gehen in der hingebreiteten Fläche dieses Gesichtes auf: der süß gespitzte, lächelnde, kleine Mund, die Nase mit dem schmalen Rücken, die kleinen, aber hellwachen Augen mit den schmalen Brauenbögen darüber. Das ist das Antlitz eines hoch Verklärten und entrückt Schauenden. Man könnte sich vorstellen, daß schon der Blick auf dieses Gesicht Kain so ärgerte, daß in ihn der Keim zu der Tat gesenkt wurde, deren Ungeheuerlichkeit RAINER MARIA RILKE im *Stundenbuch* mit den Worten aussprach: *Doch vor dem ersten Tode kam der Mord.*

Denn er, Kain, ist ganz anders. Im Grunde erkennen

wir in der Opferung schon das Gesicht des Brudermörders aus dem folgenden Relief: das Kinn stößt energisch vor, der Mund ist aufgeworfen, seine Winkel sind herabgezogen, die Lippen sind scharf geschnitten. Die Nase ist gedrungen und kräftig. Die Augen liegen unter starken Jochbögen, über denen in der Darstellung des Mordes die Brauen finster zusammengezogen sind. Der Haarwirbel über der Stirn, der Mittelscheitel verstärken das Bild eines ichverhafteten, eigenwilligen und bedenkenlosen Täters. Die Worte, mit denen Gott bei der Opferung auf die Sünde weist, die bei Kain vor der Türe lauere, müssen diesen Menschen ins Herz getroffen und darin Eifersucht, Neid und Groll gegen den anders Gearteten, Geliebten und Bevorzugten erweckt haben. In den Mienen des mit der Hacke Zuschlagenden zeichnet sich von diesen Gefühlen nichts ab, sondern nur der eiserne Wille, das Beschlossene zu seinem Ende zu bringen.

Das dritte Relief der Folge – hier nicht abgebildet – zeigt Kain, wie er den Leichnam Abels, von dem noch Teile zu sehen sind, verscharrt; seine Züge haben dabei, infolge der hier schon leicht gekrümmten Nase und der Sichelform der Kinnlade, einen fast raubvogelartigen Ausdruck angenommen. Das ist

Kopf Kains im Relief «Kain von Gott geschützt» (Profil und Vorderansicht).





Kain von Gott geschützt (Ausschnitt).

nicht der Kain der Opferung und des Totschlags; dem Bildhauer ist es nicht um portraithafte Ähnlichkeit zu tun, sondern um ausdrucksbestimmte plastische Figuration.

Dies wird im folgenden Relief noch deutlicher. Hier steht Kain vor Gottvater. Wir erblicken ihn in Seitenansicht, während sich Gott nicht ihm, sondern uns zuwendet. Dadurch entsteht zwischen beiden Köpfen ein Gegensatz, der an TIZIANs Zinsgroschen erinnert, an das lauernd vorstoßende Profil des Mannes, der den Denar weist, und das freie, offene Antlitz Jesu. Erlaubt doch der zeichnerische Umriss des Profils die Kennzeichnung des physiognomisch Charakteristischen mit einer an Härte grenzenden Schärfe, und dies gewissermaßen in einer Ebene an uns vorbei, ohne Bezug auf uns. In der Aufsicht en face hingegen tritt die Fläche des Gesichtes in der Gesamtheit ihrer Züge zu uns in ein spiegelhaftes Verhältnis und wird von uns wieder nach diesem Verhältnis beurteilt, so daß das Zwischenmenschliche stärker zur Geltung kommt. BOTHNER hat Kains Gesicht in einer zweiten Aufnahme so zu treffen gewußt, wie es von Gott her gesehen werden kann. Weit treten hier die charakteristischen Einzelzüge hinter dem Ganzen des Gesichtes zurück, in das sie eingebettet sind, wobei auch die erwartungsvoll geöffneten Augen mitsprechen. Immerhin: ein sehr markanter Charakterkopf! Wie viel deutlicher aber offenbart sich Kains Wesen in der Profilansicht! Aus dem vorstoßenden Kinn, der Habichtsnase, auch dem zielgerichteten Auge lesen wir die Eigenschaft eines verzehrenden luziferischen Stolzes und, wenn dieser verletzt wird, einer mörderischen Aggressivität. Der starke Haarschopf verstärkt die Richtungskraft des Profils, hinzu kommt der Gegensatz in Kleidung und Gestalt: Kain ist gedrunken, von praller Körperhaftigkeit, wobei der Leibrock einem Panzer gleich den Oberkörper umschließt; die Kugelknopfreihe am Gewandsaum steigert den Eindruck einer bis zum Bersten gespannten Plastizität. Der Kragen um den stämmigen Hals wirkt wie ein Reif. Die Rechte – sie faßt die Hacke, mit der Abel erschlagen wurde – kommt aus einem gleichermaßen kugelknopfbesetzten Ärmelstulp hervor. Die Linke öffnet sich, wie fragend –. Wie ganz anders dagegen Gott in seiner gelöst geschwungenen Gestalt, mit den langhin fließenden Gewandfalten, den geschlitzten Ärmelenden und dem freien Halsauschnitt. Dort, bei Kain, das Bild eines von einem starken Willen bis zur Verkrampfung beherrschten Lebens; hier, bei Gott, das Gegenbild in offener Zuwendung und Darbietung. Indessen, was geschieht eigentlich hier? Es stimmt nicht, was man gelegentlich über entsprechende

Darstellungen lesen kann. Hier wird Kain nicht gerufen und zur Verantwortung gezogen. Das ist vorbei. Die Frage nach dem Bruder wurde bereits gestellt und von Kain mit der Gegenfrage abgewiesen, ob er seines Bruders Hüter sein solle. Auch ist der Fluch schon ausgesprochen, der Kain von seinem Acker vertrieben hat und ihn unsted und flüchtig sein läßt, und auch die Worte Kains sind gefallen, daß jeder, der ihn finde, ihn töten werde. Die Gebärde seiner Linken scheint zu fragen: «Was nun –?» Genau hier setzt der Bildhauer ein. Gott sieht nicht Kain an, sondern uns, und der ausgestreckte Zeigefinger seiner Linken deutet zwar auf Kain, seine Rechte aber ist abwehrend gegen uns erhoben. Denn die Antwort auf Kains Frage, in der hinter Stolz und Aggressivität die Angst hervortritt, lautet: *Wer immer Kain totschiägt, an dem soll siebenfältig Rache genommen werden.* Nun verstehen wir auch den Zug der Entspannung im Gesicht Kains und das kaum wahrnehmbare, dennoch fast triumphierende Lächeln um seinen Mund. Gott hat den Verfluchten unter seinen Schutz gestellt. Wie dies? Kann von Gott nur Vergebung kommen, so wie von Kain kam, was zum Fluche führt? Oder bewahrte ihn Gott für den Fluch, von dem man gesagt hat, er lasse sich in drei Worte zusammenfassen: *gottlos – heimatlos – brotlos* (HELLMUTH FREY)? Geht Kain als so Verfluchter durch alle Zeiten? RAINER MARIA RILKE hat in Kain auf andere Weise eine bleibende Menschheitsgestalt erblickt, wenn er den *blassen Abelknaben* sagen läßt:

*Denn ihm tut niemand, wie er mir getan.  
Es gingen alle meine Bahn,  
kommen alle vor seinen Zorn,  
gehen alle an ihm verloren.  
Ich glaube, mein großer Bruder wacht  
wie ein Gericht.*

Ein apokrypher Bericht freilich weiß, daß Kain starb, und schildert, wie dies geschah: Der Knabe Tubalkain führte den blinden Jäger Lamech auf die Jagd und wies ihn auf eine Bewegung im Gebüsch. Lamech schoß und traf Kain tödlich, worauf er auch Tubalkain tötete.

Wer war der Bildhauer, dem wir dieses Meisterwerk verdanken? Wir können ihn nicht mit Namen nennen. Wir vermögen jedoch aus dem Stil dieser Darstellungen darauf zu schließen, daß er der Parlerschule angehört. R. WORTMANN nimmt mit Grund an, daß das Westportal unter den Münsterbaumeistern MICHAEL PARLER (1383–1387) oder HEINRICH III PARLER (1387–1391) entstand. Der Kopf Kains, wie wir ihn auf den vier Reliefs wahrnehmen, ist ohne

die Prager Triforiumsbüsten der Parlerwerkstatt (1374–1385) oder den 1377 von PETER PARLER selbst gemeißelten König Ottokar I im Prager Dom nicht möglich. Hier wie dort die Freude an der plastischen Erfassung eines Gesichtes nach seiner sehr besonderen, seelisch-geistigen Gestaltqualität. Diesem Geschlecht ist das Geheimnis der Individuation aufgegangen; und dem Künstler war es gegeben, diesem Geheimnis anschaulichen Ausdruck zu ver-

leihen. Dies geschieht am Ulmer Westportaltympanon im Gesicht Kains.

#### Anmerkung

Ich verdanke den Hinweis auf die BOTHNERSchen Aufnahmen FRAU KÄLBER von der Württ. Landesbildstelle Stuttgart. Die zitierte Datierung von R. WORTMANN findet sich in der kleinen Monographie *Das Ulmer Münster*, Große Bauten Europas Bd. 4, S. 90. Die theologische Fundierung gab *Die Botschaft des Alten Testaments*, 1. Band: *Das Buch der Anfänge* von HELLMUTH FREY.

## Die Sicherung der Stiftskirche Herrenberg

Fritz Wenzel

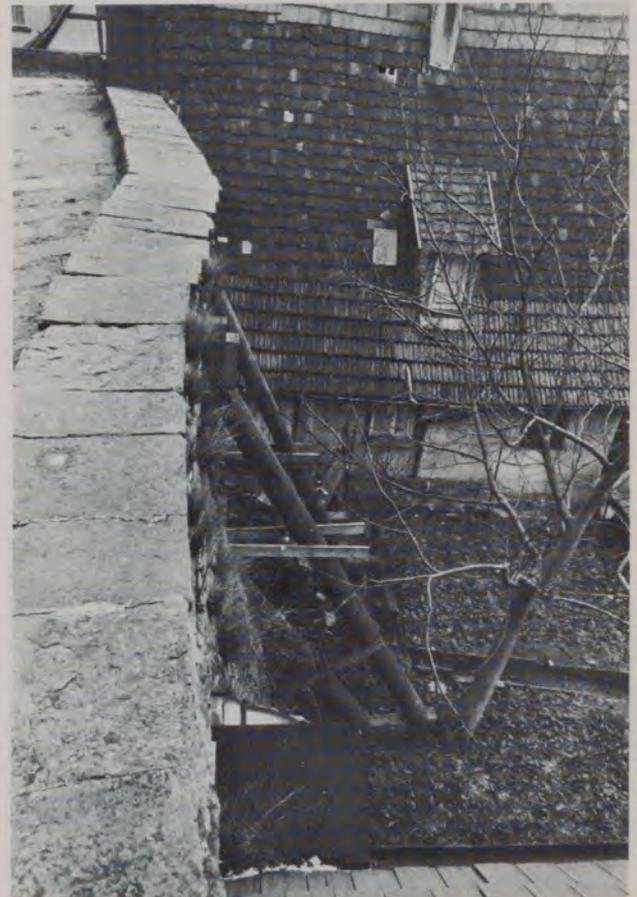
Die Stiftskirche Herrenberg, als gotische Hallenkirche mit einem liebenswerten Unikum von barocker Turmhaube versehen, ist Bezugs- und Höhepunkt der Stadt und Wahrzeichen für das ganze Umland. Sie steht auf einer Bergnase des Schönbuch, sie thront über der Altstadt. Die Fachwerkhäuser Herrenbergs scharen sich um sie wie Küken um eine Glucke.

Ausgangs des 13. Jahrhunderts wird mit dem Bau der Kirche begonnen. Der Chor wird fertig, Turmwestwerk und Langhaus nicht. Erst nach 1470 geht es mit der Arbeit weiter. Um 1490 werden die Steingewölbe eingezogen und 2 achteckige Türme auf dem Westwerk errichtet. Die Kirche hat um diese Zeit das Aussehen einer gotischen Kathedrale.

Die 700jährige Geschichte der Herrenberger Stiftskirche ist gleichzeitig die Geschichte einer lebenslangen Bedrohung. Der Berghang, auf dem die Kirche steht, eine aufgefächerte Kante des Gipskeupers, ist nicht stabil. Er bewegt sich, nimmt die Kirche mit, verformt sie. Immer wieder sind Reparaturen und Sicherungen notwendig. Risse müssen ausgebessert werden, schon 1497 an den Gewölben, 1517 am Triumphbogen, später wieder und wieder. Besonders das schwere Turmwestwerk macht Sorgen. 1576 werden Stützungen aus Eichengebälk eingezogen. 1733 und 1773 verschlechtern ruckartige Bergbewegungen den Bauzustand. 1747 ist er so schlecht, daß Baudirektor V. LEGER sich weigert, in einem benachbarten Hause zu nächtigen. 1749 werden, zur Gewichtserleichterung, die beiden gotischen Türme abgebrochen und durch die leichtere Zwiebelturmhaube ersetzt. 1799 werden die steinernen Turmgewölbe herausgeschlagen. Statt dessen wird zur inneren Verstrebung ein Wald von Kanthölzern eingebaut. 1817 werden erneut Eichenstreben in den Turm eingefügt und Eisenschlaudern

angebracht. Aber die Kirche verformt sich weiter, der Turm sackt weiter ab. Man untersagt das Läuten der Glocken. Man unterfängt den südwestlichen Eckpfeiler. Nach 1870 leitet man das Oberflächen- und Sickerwasser von den Kirchenfundamenten ab. Um 1890 erfolgt wieder eine große Sanierung: Der nordwestliche Eckpfeiler wird unterfangen, die große Öffnung des Turmes zum Schiff hin wird

... die Stützmauer vor dem Turm beult aus.



vermuert, die Gewölbe werden repariert. Eine Weile ist Ruhe – dann nehmen die Schäden wieder zu. Der Südwestpfeiler des Turmes spaltet auf, ein Turmbalken bricht, die Stützmauer vor dem Turm beult aus, in aller Angst stützt man sie gegen einen Baum ab (!). 1963 fällt ein großer Steinbrocken aus dem Gewölbe. Seitdem plant man eine neue durchgreifende Sicherung.

1972 erhalte ich den Auftrag, ein Gutachten über den baulichen Zustand und die notwendige Sicherung der Stiftskirche Herrenberg zu erstellen und darin auch alle anderen, in den letzten Jahren vorgelegten Untersuchungsberichte, Sicherungsvorschläge und Kostenschätzungen zusammenfassend zu beurteilen. Wenn ich jetzt darüber und über die daran anschließenden Planungs- und Bauarbeiten berichte, so will ich damit gleichzeitig die Methode der Arbeit des Bauingenieurs bei der Sicherung historischer Bauten schildern. Denn dieser Arbeit kommt hier insofern besonderes Gewicht zu, als es gilt, dem Bauwerk in allen seinen Teilen wieder zur Standsicherheit zu verhelfen. Erst danach ist an das zu denken, was man sich gemeinhin unter Restaurierung vorstellt, nämlich das Wiederherstellen des äußeren und inneren Bildes, so wie es sich dem Besucher darbietet.

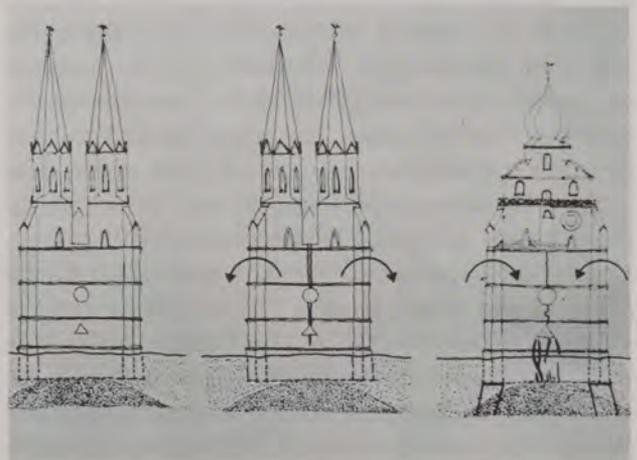
Sicherung historischer Bauten heißt, den Verfall unter Kontrolle zu bringen. Das ist wie beim Arzt und beim Menschen. Und tatsächlich verwenden wir Ingenieure bei den Bauten die gleiche Methode wie der Arzt bei den Menschen. Ihre Schritte heißen: Anamnese, Diagnose, Therapie, Prognose. Daß diese Methode wissenschaftlich so gut abgesichert sein muß wie nur möglich, ist für mich selbstverständlich.

Zuerst die Anamnese, also das Erkunden der bisherigen Krankheits- oder Schadensgeschichte und ihrer Hintergründe. Es gab Hinweise in der Literatur. Es gab das Stiftsarchiv Herrenberg mit den Schadensberichten und Gutachten der letzten Jahrhunderte. Und es gab die neueren Untersuchungsberichte der Geodäten, Geologen und Bodenmechaniker, und erste Sicherungs- und Kostenvorstellungen der Architekten und Ingenieure.

Die alten Berichte legten insgesamt den Schluß nahe, daß die Deformationen in den vergangenen Jahrhunderten annähernd gleichmäßig zugenommen und die Schäden sich mehr und mehr aufsummiert hatten. Es gab auch Meldungen, die waren mit Vorsicht zu genießen, so etwa, wenn aus dem Jahre 1823 berichtet wird, eine Erderschütterung sei so heftig gewesen, daß im nahegelegenen Dekanatshaus die Magd in der Küche sich plötzlich vom Herd an den Wasserstein versetzt sah.

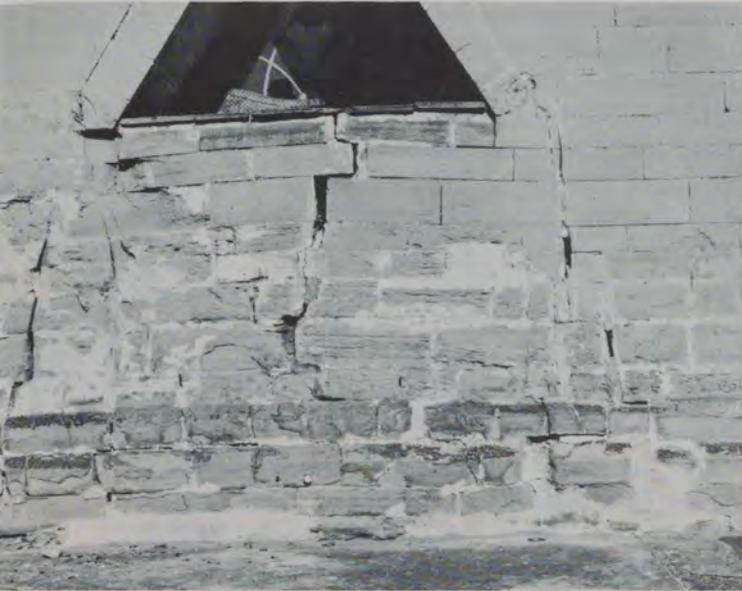
Die neuen Berichte waren Mosaiksteine. Zum Aufzeigen des Gesamtbildes reichten sie nicht aus. Am meisten wußten die Geodäten zu berichten: Sie hatten Meßergebnisse aus Nivellements der letzten 40 Jahre. Daraus ging hervor, daß die Setzungen linear zugenommen hatten, sowohl vom Chor zum Turm hin, als auch mit der Zeit. Der schwere Turm – er wiegt 8000 Mp – sank Jahr für Jahr um 1 mm mehr ein als der Chor. Extrapoliert auf 700 Jahre ergibt das 70 cm Senkungsdifferenz – soviel etwa ist auch vorhanden. Den Geologen fehlten Erschließungsbohrungen. Sie sprachen von Gipsauslaugungen, Hangzerreißen, rheologischem Verhalten, auch von Hohlräumen in der Tiefe. Die Bodenmechaniker konnten tiefgründige vertikale Bodensetzungen nachweisen; Messungen der Horizontalbewegungen im Untergrund waren ihnen mißglückt. Die Diagnose, die ich zu stellen hatte, machte gründliche Beobachtungen und Untersuchungen vor Ort notwendig. Ich will nur 2 Beispiele herausgreifen:

Als erstes die Turmwestwand. Sie war in der Mitte nach oben aufgerissen und irgendwann einmal geflickt worden. Jetzt gab es frische Risse unten, im Sockel und Fundament unter dem Dreieckfenster. Dazu kamen die Schrägrisse im Eckpfeiler. Ich schloß daraus auf einen sattelförmigen Verlauf des tragfähigen Bodens unter der Wand. Zuerst mußte die Westwand aufgeritten, auseinandergerissen und zu beiden Seiten abgekippt sein. Dieses Abkippen wegen hatte man die Eckpfeiler unterfangen. Die Unterfangungen, ungefähr 100 Jahre alt, begannen zu tragen, drückten von unten konzentriert gegen die Ecken, preßten die Wand oben zwar zusammen, erzeugten aber im Pfeiler Schubrisse und in Wandmitte unten neue Biegerisse.



Als zweites Beispiel die Turmostwand, also die Wand zum Schiff hin. An ihrem durchlöchernten Gefüge ließ sich leicht ablesen, daß die Last des Turmes

hier gar keinen anderen Weg hatte, als um die Öffnungen herum nach außen zu drücken, weswegen die Wand dort auseinanderriß.



Biegerisse in der Wandmitte.

Nicht alles Geschehen ließ sich äußerlich ablesen. Vielmehr war eine Vielzahl diagnostischer Eingriffe nötig. Damit meine ich Erkundungsbohrungen und Probeentnahmen im Bauwerk und im Baugrund, um die innere Beschaffenheit kennenzulernen. Auch spiegelten wir die Bohrlöcher über viele Meter mit der Beobachtungssonde aus. Die Erkundungsbohrungen im Baugrund bestätigten meine Deutung des Schadensbildes der Turmwestwand mit dem sattelförmigen Verlauf des festen Untergersteins. Die Geodäten führten Feinnivellements aus und bestätigten ebenfalls diese Deutung; sie stellten fest, daß sich die Wandmitte jetzt mehr setzte als die Ecken. Die Geodäten nahmen auch Messungen der Horizontalbewegungen vor; dabei ergab sich, daß die Kirche auch horizontal Jahr für Jahr 1 mm auf die Stadt zurutschte.

Alle Untersuchungs- und Meßprogramme mußten koordiniert werden. Das war, bei so vielen Fachleuten, eigentlich die schwerste Arbeit. Schließlich waren genügend Beobachtungsergebnisse und Befundberichte beisammen, um eine Gesamtdiagnose stellen zu können. Sie unterschied zwischen geologischen und baukonstruktiven Schadensursachen. Die gefährlichste Situation bestand bei der Stützmauer vor dem Turm. Hier war unmittelbare Gefahr für Leib und Leben der Menschen, für die angrenzenden Wohnhäuser und für die Kirche selbst gegeben. Eine weitere akute Gefahrenquelle ohne aus-

reichende Sicherheit war die durchlöchernte Turm-ostwand. Schließlich zeichnete sich an der Turmwestwand mit zunehmender Bewegung ein Risiko ab, ferner auch im Bereich der Triumphbogenwand zwischen Langhaus und Chor. Die Gewölbe waren, nach der letzten Reparatur vor 85 Jahren, in relativ gutem Zustand verblieben, und die sehr schief stehenden Innensäulen sahen gefährlicher aus, als sie in Wirklichkeit waren. Um das zu ergründen, verließen wir uns nicht nur auf unsere Berechnungen, sondern ließen an der gefährlichsten Stelle der schiefsten Säule Kontrollmessungen ausführen, Bohrkernentnahmen und im Labor erneut überprüfen.

Der nächste Schritt, nach der Diagnose, war das Erstellen des Therapie-Konzeptes. Prinzipiell gibt es zwei Möglichkeiten für den Bauingenieur, einer zu Schaden gekommenen historischen Konstruktion

Schubrisse im Pfeiler.



mit neuen Mitteln zu helfen, ohne ihrem alten Geist und Bestand Gewalt anzutun: Entweder man versucht, die ursprüngliche Konstruktionsidee wieder zum Tragen zu bringen, oder man ergründet, wie sich das Bauwerk bislang selbst geholfen hat und versucht, diese Selbsthilfe durch Hilfskonstruktionen soweit zu unterstützen, daß wieder genügend Sicherheit gegeben ist. Ob die Hilfskonstruktionen sichtbar oder unsichtbar bleiben, ist demgegenüber von untergeordneter Bedeutung. Die Schäden gehören mit zur Geschichte eines Baudenkmals und die notwendigen Hilfskonstruktionen auch. Aber einfügen müssen sie sich in das überlieferte Kunstwerk.

Mein Therapie-Konzept für die Stiftskirche Herrenberg entstand als Gegenkonzept. Man hatte nämlich vor, diesmal zuerst den Grund zu festigen, den Berg durch Zementinjektionen zu stabilisieren, seine Hohlräume und Lockerzonen zu verfüllen, dann erst die Kirche selbst zu reparieren, sie über die ganze Länge zusammenzuspannen. Im Normalfall ist das eine vernünftige Therapie. Aber als es hieß, eine sichere Prognose abzugeben, kamen die Zweifel. Würde man die Hohlstellen im Berg überhaupt treffen? Würde der Zement nicht in den Klüften und Spalten des Gipskeupers weglaufen und unten in der Stadt alle Leitungen und Abflüsse verstopfen? Konnte man auch nur einigermaßen zuverlässige Kosten für die Injektionen vorhersagen? Und würden sich Berg und Kirche nicht trotzdem weiter setzen und stadteinwärts bewegen?

Ich machte einen anderen Vorschlag. Der Berg ist zu groß, sein geologisches Verhalten ist zu komplex, die Ursachen für seine Bewegungen liegen zum Teil in großer Tiefe, sie müssen weiter erforscht werden. Aber: Zur Ruhe bringen läßt sich der absinkende Berg nicht. Man kann ihn nicht durch Injektionen in einen starren Betonklotz verwandeln. Man muß der Kirche helfen, auch weiterhin mit den Bewegungen des Berges zu leben. Sie muß Hilfe für 100 Jahre bekommen, nicht für 1000. Man darf die Kirche auch nicht über die ganze Länge zusammenbinden, sondern nur den Turm für sich und den Chor für sich. Der mittlere Teil, das Langhaus, hat bis jetzt, wie der Balg einer Ziehharmonika, die unterschiedlichen Setzungen von Turm und Chor mitgemacht und doch die Verbindung gehalten. Diese Funktion als verformbares Verbindungsglied soll dem Langhaus verbleiben. Wo es reißt, muß es jeweils örtlich repariert werden. Aber es muß weiterhin deformierbar sein, es darf nicht zusammengespannt werden.

Mein Konzept lautete: Beschränken der Eingriffe in Berg und Bauwerk auf das Notwendigste, Vermeiden unnötiger Risiken, Unterstützen der Selbsthil-

femechanismen des Baues, also Wahl des zweiten der prinzipiell möglichen Wege. Der Einsatz modernster Technik – Verbohren, Vernadeln, Vorspannen und Verpressen des Mauerwerkes – wird hoffentlich für länger Zeit Sicherheit schaffen. Wo die Schadensursachen mit der Bergbewegung zusammenhängen, werden, trotz aller Reparatur, in späteren Generationen wieder Schäden auftreten. Mein Konzept zielte auf beides: Daß wir jetzt unser Bestes tun – und uns bescheiden.

Ich möchte jetzt kurz auf die notwendigen ingenieurwissenschaftlichen Untersuchungen eingehen. Die Sicherung historischer Bauten ist keine Wissenschaft. Aber sie braucht Architekten und Ingenieure, die auch wissenschaftlich zu arbeiten verstehen. Es war bereits die Rede von der Technik der Mauerwerksverbesserung. Wir verfügen dabei zwar schon seit längerem über Erfahrungen und Faustregeln, die aber wissenschaftlich erst wenig untermauert sind. Solange wir mit dieser Technik mehr konstruktiv arbeiten, ohne große statische Ansprüche, mag das ausreichen. In Herrenberg ist das schon anders: Wir mobilisieren durch Vorspannen des Mauerwerkes stellenweise Scheibentragwirkungen über große Spannweiten. Das erspart uns den Einbau zusätzlicher Stahlbetonbauteile, führt uns aber an die Grenze dessen, was ohne wissenschaftlich abgesicherte Forschungsergebnisse noch verantwortet werden kann.

So wurde die Sicherungsaufgabe in Herrenberg Anstoß, uns des Problemkreises in der Forschung anzunehmen. WERNER DAHMANN untersucht die Frage, um wieviel sich die verschiedenen Arten historischen Mauerwerkes durch Verbohren, Vernadeln mit Betonstahl und Verpressen mit Zement oder Kalk verbessern lassen. JURGEN HALLER beschäftigt sich mit dem Vorspannen von Mauerwerk mit Spann Stahl. Er untersucht die Fragen der Lasteinleitung und Lastausbreitung und mißt die Spannkraftverluste. Ein Teil der Versuche wurde direkt an der Stiftskirche ausgeführt; Messungen in der Versuchsanstalt ergänzten das Versuchsprogramm. Unsere Forschungsergebnisse können und sollen nicht nur bei der Sicherung der Herrenberger Stiftskirche und anderer historisch bedeutsamer Spitzenbauwerke Wiederverwendung finden, sondern auch bei den allgemeinen Aufgaben des Ensemble-schutzes und der Objektsanierung, die ja heute gegenüber dem Abriß und Neubau wieder mehr in den Vordergrund gerückt sind.

Zurück zur Stiftskirche. Das vorhin vorgestellte Sicherungskonzept wurde angenommen, die Planung ist abgeschlossen, die Bauarbeiten laufen. Sicherung und Restaurierung werden, nach heutigem



Bohrloch, Bohrgestänge.

Geldwert, voraussichtlich 13 Millionen Mark kosten. Die Wände des Turmes wurden – in der Höhe etwa alle 2 Meter – in Längsrichtung durchbohrt, die Chorwände ebenfalls. Die Bohrlängen betragen bis zu 20 m, die Zielgenauigkeit lag etwa bei 0,5 %, d. h. 10 cm Abweichung bei 20 m Länge. Das ist nicht viel. Die Spannstähle haben 26 mm Durchmesser und wurden auf 25 Mp vorgespannt. Zur Verankerung wurden Mauerwerksausbrüche hergestellt, armiert und mit Beton verschlossen. Die Bohrungen wurden mit Zementmörtel ausgepreßt, dabei flossen auch die Risse und Hohlräume im Mauergefüge zu. Am Ende wurden Ausbrüche und Beton wieder mit dem Steinmaterial der Wand verkleidet. Aussteifende Stahlbetondecken im Turm und in den Nebenräumen des Chores sowie Unterfangungen der zu flach gegründeten Chorwände brachten dem Bauwerk ebenfalls größere Sicherheit; weitere Konstruktionsverbesserungen sollen dieses Jahr folgen.

Zum letzten Glied in der Kette «Anamnese, Diagnose, Therapie, Prognose»: Bei der Stiftskirche Herrenberg stützt sich die Prognose, wie lange die jetzige Sicherung wirken kann, auf folgende Daten und Überlegungen: Bislang war alle 60 bis 80 Jahre eine Generalreparatur fällig. Solange gemessen wurde, über 40 Jahre, nahmen die Setzungen gleichmäßig zu. Eine Extrapolation dieses Setzungsverlaufes auf das Lebensalter der Kirche ergibt ein Verformungsmaß, welches mit der tatsächlichen Verformung gut übereinstimmt. Auch das Maß der Schiefstellung bei den Innensäulen korrespondiert damit. Dolinenaufbrüche sind im Bereich der Kirche nicht zu befürchten. Das alles läßt mit großer Wahr-

scheinlichkeit erwarten, daß die kontinuierlichen Bergbewegungen anhalten. Die jüngsten Bodenaufschlüsse, zum Teil bis aus 50 m Tiefe, unterstützen diese Erwartung. Da unsere technischen Möglichkeiten heute größer sind als die unserer Vorgänger, können unsere Hilfskonstruktionen besser und länger halten. Statt in 60 bis 80 Jahren mag eine neue Generalreparatur vielleicht in 100 bis 150 Jahren notwendig werden. Die Gewölbe des Langhauses wird man, der fortschreitenden Verformung wegen, eher und immer wieder ausbessern müssen. Die Turmwestwand mit ihren ungleichen Unterstützungen hat Hilfsverspannungen bekommen, die bei fortschreitender Lastumlagerung 200 Jahre halten müßten, sonst länger. Das Versagen der Vorspannung zeichnet sich vorher durch allmähliche Rissbildung rechtzeitig ab. Voraussetzung für das Zutreffen dieser Prognose ist, daß die Linearität der Setzungszunahme einigermaßen erhalten bleibt. Alles spricht derzeit dafür. Kommt es später zu einer Beschleunigung der Setzungen, kann man immer noch eine Teilverfestigung des Berges versuchen.

Betonierter Ankerkopf. Nach dem Anspannen des Ankers (Spannstahles) wird der überstehende Teil abgeschnitten und die Bohrung über die gesamte Länge verpreßt – siehe rechts im Bild Injektionsschlauch –. Danach wird der Ankerkopf vom Steinmetzen mit einer Platte – hier Schilfsandsteinplatte – abgedeckt, so daß der Anker mit dem Ankerkopf im Mauerwerk verschwindet.



Daß die Kirche auf Dauer alle denkbaren Bewegungen des Berges mitzumachen vermag, womöglich auch wieder Bewegungsrucke – diese Sicherheit können wir nicht geben. Soviel vermögen Technik und Wissenschaft nicht.

Soviel zu den Sicherungs- und Restaurierungsarbeiten im einzelnen. Jetzt noch ein paar Bemerkungen, die auf die Zusammenhänge zielen: Die Sicherung historischer Bauten hat es mit Kunst, Technik und Wissenschaft zu tun. Die Stiftskirche Herrenberg ist ein Kunstwerk. Sie zu sichern, bedarf es der Technik. Die Technik dem Kunstwerk gerecht werden zu lassen, dazu wird wissenschaftliche Forschung und Methodik benötigt. Was wir insgesamt zu leisten haben, ist ein Beitrag zur Baukunst. Was wir mitzubringen haben, ist nicht nur unser Fachwissen, sondern auch die Bereitschaft, unser Tun unterzuordnen dem Maßstab eines bestehenden, des Denkmalschutzes werten Bauwerkes. Dieses ist kein Feld, sich selbst ein Denkmal zu setzen. Aber es ist ein Feld, Praxis, Forschung, Lehre und eigenes Weiterstudium glücklich miteinander zu verbinden.

Als Bauingenieur, der an einer Architekturfakultät lehrt und forscht, und der sich die dafür notwendigen Praxiserfahrungen zu einem großen Teil durch Mitarbeit bei der Sicherung historischer Bauwerke erwirbt, darf ich auch folgendes sagen: Die Sicherung historischer Bauten – wie der Stiftskirche Herrenberg – ist weder etwas für theorieüberladene Rechenspezialisten noch für Leute, die ihren Bauberuf durch verbale Vernebelung trivialer Sachverhalte zu verwissenschaftlichen suchen, noch für solche, die lediglich nach der Devise arbeiten, «das haben wir schon immer so gemacht». Es handelt sich vielmehr um ein Feld des Ausgleiches zwischen Theorie und Praxis, Erfahrung und Erfindung. Die Sicherung historischer Bauten ist für mich dort angesiedelt, wo früher der Baumeister sein Arbeitsfeld hatte, in der Mitte des Bauwesens. Diese Mitte aufgegeben zu haben, ist – bei aller Notwendigkeit der fortschreitenden Auffächerung und Spezialisierung – der ganz große Irrtum in der Ausbildung des Hochbauarchitekten und des konstruktiven Bauingenieurs. Jetzt noch ein paar Worte vom Zusammenhang der Sicherung und Restaurierung mit Forschung, Praxis und Lehre: Die wissenschaftliche Forschung für die Sicherung der Stiftskirche geschieht an der Universität. Mein Institut ist eng auf solche Aufgaben aus der Praxis angewiesen. Es verfügt über keine Versuchsräume, Labors und Prüfmaschinen, nicht einmal über eine kleine Werkstatt. Wir hospitieren mit unseren Versuchen an den Instituten der Bauingenieur fakultät und gehen mit unseren Messungen und Untersuchungen direkt an das Bauwerk. Dafür

bekommen wir in ganz bescheidenem Maße Forschungsmittel. Meine Forschungsmitarbeiter haben mehrjährige Berufspraxis, als Bauingenieure oder Architekten. Ihre Interessen müssen über Fachgebiete und Fakultätsgrenzen hinwegreichen, wie das in keinem Diplomzeugnis einer Bau fakultät vorgeesehen ist.

Die ingenieurmäßige Bearbeitung der Sicherung geschieht außerhalb der Universität, in Räumen und mit Mitarbeitern, die nicht zur Hochschule gehören. Auch Haftung und Gewährleistung werden privat getragen. Dies muß ich in einer Zeit, da die sogenannte Nebentätigkeit der Hochschullehrer ins Gerede gekommen ist, deutlich sagen: Als Lehrer an der Architekturfakultät brauche ich die direkten Erfahrungen aus der Praxis. Meine Lehre soll ja auf diese Berufspraxis vorbereiten. Die aber ist in schnellem Wandel begriffen. Bliebe ich am Bauen nicht beteiligt, könnte ich das Bauen nicht lehren. Auch könnte ich den Nutzen der Forschung nicht mehr richtig einschätzen. Forschung, Praxis und Lehre sind für mich eine Einheit.

Mit diesem Referat habe ich versucht, nicht nur über die jetzigen Arbeiten an der Stiftskirche zu berichten, sondern ein wenig auch über die Gründe und Hintergründe, die einen Hochschullehrer veranlassen, sich nicht nur wissenschaftlich, sondern auch in der Praxis mit solchen Sicherungsaufgaben zu beschäftigen. Aber bei aller Begründung mit Hilfe von Kunst, Technik, Wissenschaft und Forschung, Praxis, Lehre soll doch am Ende für mein Tun eine ganz einfache Feststellung gelten: Ich beschäftige mich mit der Sicherung historischer Bauten aus Liebe zu den alten Bauten – und weil es mir Spaß macht.

---

Die Sorge um die Stiftskirche Herrenberg hat verantwortungsbewußte Bürger bewogen, einen Verein zu deren Erhaltung zu gründen. Dieser Verein will wenigstens einen Teil der erforderlichen Bau summe zur Sicherung – schätzungsweise 13 Millionen DM – sammeln. Er zählt um einhundert Mitglieder, Vorsitzender ist Landrat Dr. Heeb.

Der Verein wirbt um Menschen, die bereit sind, als Mitglieder mit einem Monats- oder Jahresbeitrag oder als Spender gemeinsam die Rettung dieser über die Konfessionen hinaus wichtigen und bedeutungsvollen Kirche zu unterstützen. Seine Anschrift: Verein zur Erhaltung der STIFTSKIRCHE HERRENBERG e. V., Postfach 1269, Reinh.-Schick-Platz 4, 7033 Herrenberg. Konten: Kreissparkasse in Herrenberg 1 035 500 – Volksbank-Raiffeisenbank Herrenberg e. G. 3 500 004.



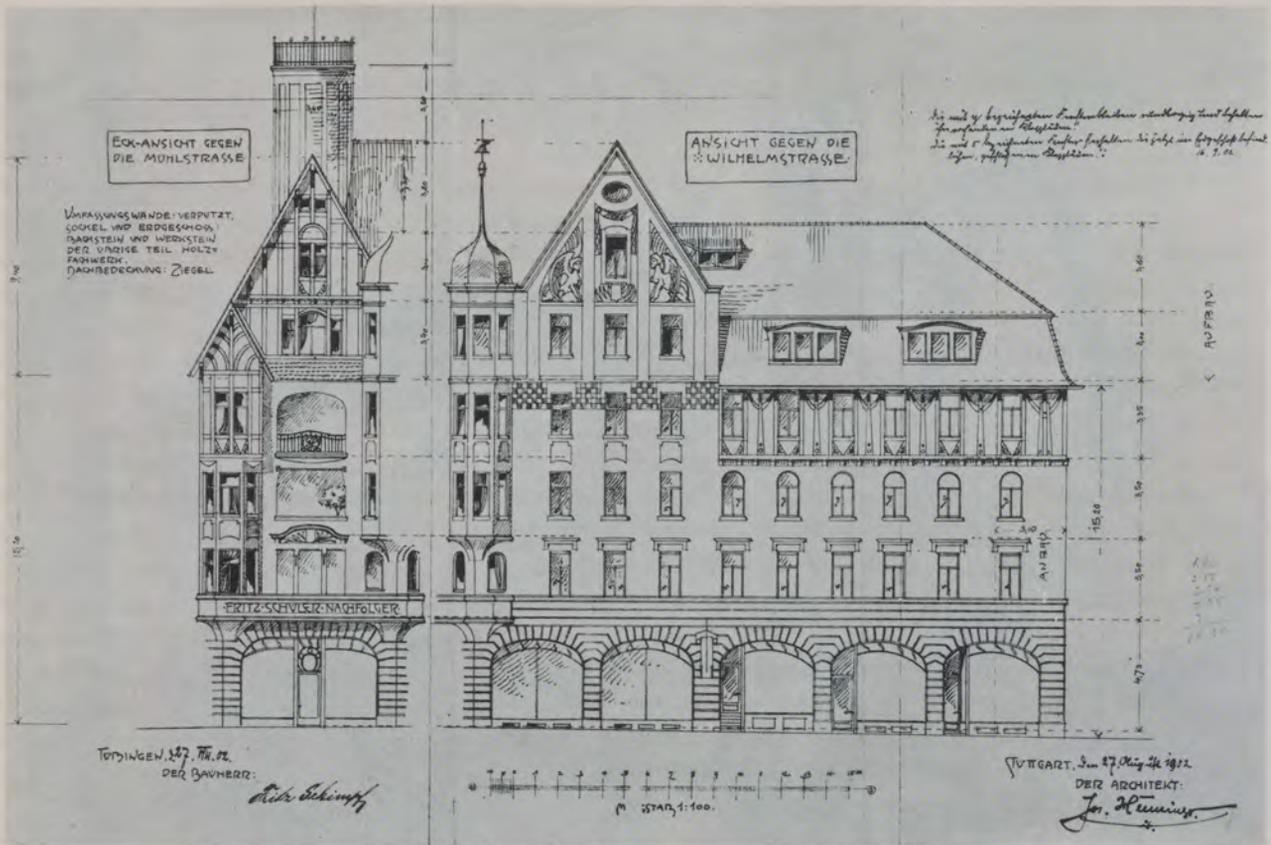
## Tübingen: Das Schimpfeck am Lustnauer Tor

Ursula Zöllner

Die Bauverwaltung der Universitätsstadt Tübingen beabsichtigt, das 1902 von dem Stuttgarter Architekten HENNINGS für den Kaufmann FRITZ SCHIMPF gebaute Geschäftshaus *Am Lustnauer Tor 1* abzureißen. Man will am Altstadtrand eine große Bushaltestelle mit Umsteigemöglichkeiten in alle Richtungen schaffen. Auf dem unmittelbar benachbarten Parkplatz *Hintere Grabenstraße* soll ein Einkaufszentrum mit Parkhaus entstehen. So sieht es der seit November 1976 als Entwurf vorliegende Rahmenplan zur Altstadtanierung vor. In der Bevölkerung werden die städtischen Pläne heftig diskutiert. Für die Tübinger ist *der Schimpf* nicht irgendein Haus – es ist eines der bekanntesten Gebäude der Stadt, das dem Straßeneck seinen Rufnamen gegeben hat.

Hier begann nach dem Abbruch des Lustnauer Tors die frühe Stadterweiterung nach Osten. 1830 baute an der Stelle des jetzigen *Schimpf* der Universitäts-

kanzler AUTENRIETH sein Haus (ab 1861 städtisches Gymnasium). Nach dem Durchbruch der Mühlstraße entstand um 1900 ein eigenständiger Platz als städtebauliches Bindeglied zwischen der mittelalterlichen Altstadt und der klassizistischen Wilhelmstraßen-Vorstadt. Bei der sternförmigen Zusammenfassung von sieben Straßen hat jedes der hohen spitzgiebeligen Häuser an den Einmündungen einen charakteristischen Grundriß, der sich auf die Platzsituation bezieht. Das gilt besonders für den *Schimpf*. Auf den Fundamenten des AUTENRIETHschen Hauses aufgeführt, bildet sein Doppelgiebel den räumlichen Abschluß für Mühlstraße, Österbergstraße und Doblerstraße. Die durch zwei Erker betonten Ecken bilden den Übergang zur Pflughofstraße und zur Neuen Straße. Kein Neubau würde diese durch viele Details geknüpfte Beziehung zu der umliegenden Bebauung übernehmen können.



Der Bauplan von 1902. (Dieses Foto und das auf der Vorseite – Aufnahmen H. Hell – mit freundlicher Genehmigung des Landesdenkmalamtes).

Neben dem PANKOK-Haus (Mörikestraße 1) ist der Schimpf eines der wichtigsten Jugendstilhäuser in Tübingen.

Trotz des alten grauen Putzes sind die unterschiedlichen Fachwerkformen an dem der Altstadt zugewandten Giebel und im Obergeschoß an der Wilhelmstraße und die Bogengiebel an den Mansardenfenstern noch gut zu erkennen. Horizontal gleiche Fensterformen variieren von Stockwerk zu Stockwerk, in der ersten Etage mit einer für den Jugendstil typischen Fensterverdachung, im zweiten Obergeschoß Rundbogensprossenfenster. Der Arkadensockel ist nur in einem Teilbereich erhalten, die Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes wäre aber – wie auch an der übrigen Fassade – mit Hilfe von Skizzen aus dem Baugesuch möglich.

Die Eintragung des Hauses in die Liste der Kulturdenkmale ist nach dem baden-württembergischen Denkmalschutzgesetz nicht möglich, da seine Bedeutung vorwiegend mit seiner städtebaulichen Funktion begründet wird. So wird der Gemeinderat im Rahmen eines Bebauungsplanverfahrens zu entscheiden haben, ob man den geschlossenen Platz am Lustnauer Tor opfern und eine überdimensionale Freifläche am Altstadtrand in Kauf nehmen will.

Die Tübinger Ortsgruppe des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES wird sich in diesem Sommer mit den vielen schwierigen Problemen und Argumenten beschäftigen, die hier gegeneinander abzuwägen sind.

Die Straßenspinne, links das Haus SCHIMPFF.  
Foto: Gebr. Metz 1942.



*Herr Professor Mayer, wenn wir – aus Anlaß seines 100. Geburtstages – von HERMANN HESSE sprechen, zunächst eine persönliche Frage an Sie: Haben Sie Hesse gekannt?* Nein, ich habe HESSE nie gesehen; und das ist auch nicht verwunderlich, denn HESSE hatte ja doch in den letzten dreißig, vierzig Jahren seines Lebens sich im Tessin in Montagnola völlig abgeschirmt. Nicht sehr viele Leute haben ihn gekannt. Er war 1877 geboren – ich bin Jahrgang 1907 –, er war also 30 Jahre älter als ich. Aber ich habe in den letzten zehn Jahren seines Lebens einen ziemlich regelmäßigen Briefwechsel mit ihm geführt. Ich habe vielleicht einen der allerletzten Briefe HESSES erhalten, und das hing mit folgendem zusammen: HESSE starb kurz nach seinem 85. Geburtstag. Ich war damals in Leipzig. Ich hatte in einer Zeitung der DDR – übrigens keiner SED-, sondern einer östlichen CDU-Zeitung – einen großen Artikel zum 85. Geburtstag des Dichters geschrieben (er ist inzwischen auch hier gedruckt worden), und den muß HESSE gelesen haben. Er hat ihm offenbar gut gefallen. Er schrieb mir und fragte, ob er mehrere Belegexemplare dieses Aufsatzes haben könnte; und er setzte gleich auch hinzu: «Natürlich komme ich für alle Kosten auf.» Aber das waren ja nur ein paar Zeitungsblätter. Ich schickte sie ihm; und dann kam der letzte Brief, in dem stand, die Blätter seien angekommen und vielen Dank. Das war diktiert, und drunter war dann mit etwas fadiger Schrift geschrieben: «Zu mehr langt es nicht, ich bin sehr müde. Hermann Hesse.»

Als dieser Brief mit Verspätung in Leipzig eintraf, war HESSE schon tot. Es muß also einer der letzten Briefe gewesen sein, die er geschrieben hat.

*Das war also das Ende Ihres Briefwechsels mit HERMANN HESSE. Wie kam es denn überhaupt zum ersten Brief? War es eine wissenschaftliche Begegnung mit Hermann Hesse, war es eine literarische Begegnung?*

Nun, für uns Angehörige des Jahrgangs 1907 ist HESSE ja ein Bestandteil unseres Lebens gewesen. Ganz früh habe ich eigentlich schon «Roßhalde» gelesen, und ich erinnere mich, in meiner Familie las man, meine Eltern kannten die frühen Werke: «Peter Camenzind» – der Außenseiter, der «Kauz», wie Thomas Mann ihn später genannt hat – und dann «Roßhalde» – die Ehekrise, das interessierte die ältere Generation. Für mich und für meine Generation

bedeutete HESSE die große Erweckung mit dem «Demian», den HESSE ja zunächst gar nicht unter seinem Namen veröffentlicht hat, sondern unter dem Pseudonym EMIL SINCLAIR – SINCLAIR in Erinnerung an ISAAK VON SINCLAIR, der aus HOLDERLINS Biographie bekannt ist. Dieser Widerspruch des Einzelnen gegen das Geschehen des Weltkriegs, gegen die Bürgerwelt, das Ausbrechen – auch «Demian» ist in gewissem Sinne ja schon ein «Steppenwolf» – das hat uns sehr beschäftigt. Viele meiner Schulkollegen und Kommilitonen waren dann sehr beeindruckt auch vom «Siddhartha». («Siddhartha» und diese ganz Fernost-Philosophie und -Literatur bei HESSE haben mich eigentlich nie sehr beschäftigt.) Dann kam das große Erlebnis 1927 – ich war damals 20jährig – mit dem «Steppenwolf», den ich für das wichtigste Werk von Hesse gehalten habe und auch heute noch halte. Dann kam «Narziß und Goldmund» – kühle Enttäuschung. Dann kam die 33er Zeit, das Exil. Während des Krieges war ich in der Schweiz; aber ich habe keine persönliche Beziehung zu HESSE gesucht (obwohl ich eine Weile auch im Tessin war); im Gegensatz zu PETER WEISS, dem Schriftsteller, der HESSE damals aufsuchte und auch von ihm empfangen wurde. Aber die Nähe zu Hesse war mir eigentlich bewußt; HESSE und THOMAS MANN sah ich damals als zwei bedeutende deutsche Schriftsteller, die im Gegensatz standen zum Dritten Reich, sehr ausdrücklich im Gegensatz dazu standen. Und dann kam die Beschäftigung mit dem «Glasperlenspiel».

*Sie haben Ihre Erfahrungen mit HERMANN HESSE geschildert – meine Erfahrungen sind natürlich etwas anders. Ich erinnere mich noch gut daran: die letzte HESSE-Renaissance, die war Ende der 60er Jahre, in der Zeit der Studentenproteste, der APO (der außerparlamentarischen Opposition), der Zeit auch der Hippies, der Blumenkinder mit der Attitüde der großen Verweigerung und der Einkehr ins Innere. Und viele von ihnen – in der Bundesrepublik wie in den Vereinigten Staaten und anderswo auch – suchten und fanden ihr HESSE-Erlebnis. Und nun HESSE 1977: Wie würden Sie den einordnen? Ist da einer, dessen 100. Geburtstag nur dazu dient, um von cleveren Verlegern vermarktet zu werden, oder ist er noch oder wieder ein Autor mit Aussagekraft?*

Hier muß ich den «cleveren Verleger» diesmal sehr in Schutz nehmen. Der Verleger ist SIEGFRIED UNSELD, der Leiter der Suhrkamp Verlages. Er vermarktet HESSE ja sicherlich, und er wird vermutlich auch einer staunenden Sortiment- und Leser-

\* Rundfunkinterview des SÜDWESTFUNK-Landesstudios Tübingen. Die Fragen stellte Eberhard Rothermel.

Öffentlichkeit zeigen, was es bedeutet, wenn der Suhrkamp Verlag den 100. Geburtstag eines Autors feiert. Aber um gerecht zu sein: SIEGFRIED UNSELD hat in Tübingen bei FRIEDRICH BEISSNER über HERMANN HESSE promoviert, und HESSE ist ihm wirklich – wie man so schön sagen würde im Jargon der Eigentlichkeit – ein «Anliegen», ein «echtes Anliegen». Die Beziehung zu HESSE ist für ihn gegeben, und er hat HESSE ja auch sehr genau gekannt.

Wie ist nun dieses Jubiläum zu sehen? Als HESSE starb, kurz nach seinem 85. Geburtstag, da war er – wie man so schön sagt – weg vom Fenster. HESSE, das war deutsche Innerlichkeit, das war ein klassischer Humanismus der Wilhelm-Meister-Nachfolge im «Glasperlenspiel», das war ein Mann, der sich politisch ganz ordentlich verhalten hat, der aber eigentlich nichts Rechtes mehr zu sagen hatte. Ich erinnere mich genau, daß wir mit SIEGFRIED UNSELD vor etwa acht oder neun Jahren ein Fernsehgespräch führten, als die verwunderlichen Nachrichten kamen über diese HESSE-Renaissance – wie Sie es nannten – in den Vereinigten Staaten, und nicht nur in den Vereinigten Staaten, auch in Japan: im fernen Westen und im fernen Osten. Wir hatten damals zu dem Fernsehgespräch ein paar junge Leute eingeladen; die sagten, HESSE bedeute ihnen nichts, sie könnten die Hippies da nicht verstehen. Aber ich glaube, das war eine sehr oberflächliche Vorstellung, daß viele Leute hier in Deutschland den Eindruck hatten: Na ja, die kennen den HESSE halt nicht besser, und das mag ja für sie ganz interessant sein, diese fernöstlichen Geschichten, aber darüber sind wir hinaus, damit haben wir nichts zu tun.

Nun, ich glaube, HERMANN HESSE – viel stärker als THOMAS MANN in seinem Jubiläumsjahr 1975, viel stärker als HOFMANNSTHAL 1974, viel stärker erst recht als RAINER MARIA RILKE 1975 – ich glaube, HERMANN HESSE wird in diesem Jubiläumsjahr völlig neu zu sehen und völlig neu zu interpretieren sein. Man sollte den sehr überraschenden HESSE entdecken; vor allen Dingen sollte man endlich einmal von dem deutsch-innerlichen Größenwahn weggehen und zur Kenntnis nehmen, daß es kein Zufall war, wenn Hesse in Japan, in den Vereinigten Staaten durch eine junge Generation so entdeckt wurde, daß «The Steppenwolf» einfach nicht übersetzt wird, daß wirkliche Elemente des realen HERMANN HESSE zu dieser großen Wirkung geführt haben, die ja mit der Wirkung keines anderen deutschen Schriftstellers zu vergleichen ist. Wo wäre etwa die Wirkung von THOMAS MANN oder HEINRICH MANN und von vielen andern, die auch nur zu vergleichen wäre der Massenwirkung, die HERMANN HESSE gehabt hat?

Ich möchte noch einmal auf die Frage zurückkommen, wie ich HESSE kennengelernt habe, wie es zu dieser Korrespondenz gekommen ist. Das war 1953, als ich in der DDR mein Buch «Studien zur deutschen Literaturgeschichte» herausgab. Darin war ein großer Aufsatz über «HERMANN HESSE und das feuilletonistische Zeitalter» enthalten. Dieser Aufsatz muß HESSE sehr gefallen haben, denn unmittelbar darauf – ich hatte ihm nur mit Widmung mein Buch geschickt – kam ein langer Brief. Und so entstand diese Korrespondenz. Was mag HESSE an diesem Aufsatz eines Literarhistorikers so interessiert oder so gefreut haben? Ich glaube: die sehr starke politische Betonung seines Werkes und seines Lebens, die in diesem Aufsatz gegeben wurde. Ich ging von dem Gedanken aus (und das würde ich auch heute wieder tun), daß HERMANN HESSE in einer sehr scharfen Weise, in einer viel schärferen Weise als THOMAS MANN und viele andere, ganz zu schweigen etwa von RILKE und HOFMANNSTHAL, gegen die bürgerliche Gesellschaft und ihre ethischen Normen und erst recht ihre Politik sich zur Wehr gesetzt hat. Er hat zu den wenigen Leuten gehört, die sich schon früh als Deutsche gegen den Patriotismus, gegen den Chauvinismus gewandt haben: im November 1914 hat HESSE in der Neuen Zürcher Zeitung seinen Aufsatz geschrieben mit dem berühmten Motto aus der 9. Sinfonie «O Freunde, nicht diese Töne!» – was man ihm nie verziehen hat. Er war damals ganz allein und stand eigentlich mit dem ebenfalls geächteten – in Frankreich geächteten – ROMAIN ROLLAND auf der Seite der Außenseiter, der Pazifisten, der vaterlandslosen Gesellen. HESSE hat dann später – gerade in seinem Briefwechsel mit THOMAS MANN, den die meisten Leute nicht kennen und den man dringend lesen sollte – schneidend scharfe Analysen über den Untergang der Weimarer Republik geschrieben. Wenn ich heute im Hörsaal über HERMANN HESSE spreche und über HERMANN HESSES Analysen der Weimarer Republik, der gescheiterten November-Revolution 1918, der politischen Situation des deutschen Volkes nach dem 1. Weltkrieg, dann kommen die Studenten, schütteln den Kopf und sagen: «Das hat der HERMANN HESSE geschrieben, dieser innerliche, sanfte, friedliche Mann?» Nun, HESSE war weder innerlich, noch sanft, noch friedlich. HESSE ist in seiner Art durchaus eine choleriche Gestalt gewesen. HESSE war sicher ein Aufklärer. Und das klügste und schärfste, was über HESSE in dieser Beziehung gesagt worden ist – und was gerade auch in diesem Geburtsjahr beherzigt werden sollte –, ist ein Satz von ROBERT MINDER, dem großen französischen Literarhistoriker, der ja ein Elsässer ist (übrigens ein Neffe von

ALBERT SCHWEITZER), in einem Aufsatz – übrigens nicht über HESSE, sondern über «SCHILLER und die Schwaben-Väter»: «HERMANN HESSE und ROMAIN ROLLAND und ALBERT SCHWEITZER sind genauso wie früher VICTOR HUGO in Frankreich und SCHILLER in Deutschland tief in der Geisteswelt des 18. Jahrhunderts verankert.» Das heißt in der Welt der Aufklärung. Ich glaube, diesen Aufklärer HESSE, den scharfen Gesellschafts- und Kulturkritiker HESSE – und nicht den sanften HESSE der Flucht des Peter Camenzind aufs Dorf – den sollte man heute von neuem entdecken.

*HERMANN HESSE hat mal in einem Aufsatz seinen Glauben als einen «höheren Grad von Verantwortungslosigkeit» beschrieben. Würden Sie ihn trotzdem einreihen in die Aufklärungstradition des 18. Jahrhunderts? Und zugleich in die Generation ALBERT SCHWEITZERS?*

Sicherlich! Zunächst einmal: die Religiosität HERMANN HESSES ist ja – und darüber hat er immer wieder geschrieben – festgelegt durch das pietistische Elternhaus, durch den Vater Missionar; dadurch ist auch die Beziehung zum fernen Osten gegeben. Es gibt in den Tagebüchern HERMANN HESSES eine Analyse aus der Zeit von 1920, als HESSES Freund und Biograph HUGO BALL zum Katholizismus übergetreten ist. HESSE begründet vor sich selbst – das ist neuerdings erst alles herausgekommen; wir werden noch viele, ganz unbekannte Dokumente bei HESSE entdecken können in den Tagebüchern – da sagt HESSE, warum das für ihn nicht in Frage komme: Der pietistische Vater, der protestantische Taufstein, das sei für ihn bestimmt worden, wie er sagt, «wie mein Körper, meine Vorlieben, meine Fehler und meine Talente». Natürlich ist das eine urprotestantische, calvinistische Prädestinationslehre, die mit allen späteren fernöstlichen Philosophien nicht zusammengeht – oder vielleicht gerade zusammengeht.

*Er hat sie zusammen gesehen in dem von mir zitierten Aufsatz. Er hat da durchaus Parallelen gezogen von seinem protestantischen Glauben zu Fernöstlichem.*

Sicher, aber bei HESSE ist auch, glaube ich, ein sehr aggressiver aufklärerischer Protestantismus zu erkennen und eben nicht eine Innerlichkeit des Pietismus, sondern ein streitbarer Protestantismus. Wenn wir da auch landschaftlich die Menschen zusammen sehen: HESSE gehört natürlich zu den Schwaben-Vätern, auch wenn er später sein Schweizertum überbetont hat. Leute wie ALBERT SCHWEITZER, der Elsässer, oder HERMANN HESSE aus Calw, oder auch KARL BARTH, der schweizerische protestantische Theologe: da ist eine große Gemeinsamkeit. Ich würde meinen, auch der Neffe von ALBERT SCHWEITZER, ROBERT MINDER, gehört dazu.

Und wenn Sie noch weiter das Problem der Aufklärung, der protestantischen Ursprünge dieser Grenzlandwelten zusammennehmen: ein Vetter von ALBERT SCHWEITZER, ein Enkel des berühmten CHARLES SCHWEITZER, gehört auch dazu, nämlich JEAN PAUL SARTRE.

*In Ihrem Buch «Außenseiter» schreiben Sie unter dem Stichwort «Sehnsucht nach einer Vorbürgerlichkeit»: «Das dörflich-kleinbürgerliche Glück im Winkel wird zum Lieblingsklischee des deutschen Bücherlesers. Beim frühen HESSE in «Peter Camenzind», den sein Autor als verschrobene Außenseiter geschildert zu haben glaubte, um bald zu erfahren, wie er einer großen deutschen Leserschicht die eigene Lebensmelodie vorgesungen hatte.» Ich weiß nun nicht, wie weit die Nostalgie des «Peter Camenzind», 1904 veröffentlicht, die von HERMANN HESSE ist. Sicher aber ist es auch noch oder wieder die eines heutigen Lesepublikums.*

Ja, ich glaube, wir sollten vielleicht weniger von der Wirkung sprechen, sondern – die Frage stellen Sie mir, glaube ich, mit Recht – von der Bewertung, zunächst mal der literarischen Bewertung HESSES. Wenn Sie da den Literaturhistoriker fragen, so ist eine sehr differenzierte Antwort zu geben. Ich glaube zunächst einmal: die Lyrik HESSES ist nicht zu retten. Von wenigen Gedichten abgesehen ist das eine Gelegenheitslyrik der schwachen Nachfolge der kleinen schwäbischen Dichter, die aus der Schwäbischen Schule der Mitte des 19. Jahrhunderts stammen. Und da ist dann HESSE auch in seinen besten Gedichten halt kein EDUARD MÖRIKE. Er hat sie alle sehr genau gekannt. HESSE war einer der belesensten Männer seiner Zeit. Er hat nicht nur einen kleinen Grundriß der Weltliteratur geschrieben, sondern er hat die Weltliteratur auch rastlos und fast besessen immer wieder gelesen und interpretiert. Es gibt ein paar schöne Gedichte; und einige sind auch schön von OTHMAR SCHOECK, seinem schweizerischen Freund, vertont worden. Aber weithin ist die Lyrik eben nicht zu retten. Das ist eine Art der ganz späten Erlebnislyrik, die in der Entwicklung der modernen lyrischen Poesie einfach nicht mehr mitkam und mitgehen wollte.

Ich glaube auch nicht, daß viele von den sehr stark autobiographisch gefärbten frühen Jugendwerken eine große Bedeutung über das Dokumentarische hinaus haben: Also weder «Unterm Rad», noch gerade auch der «Peter Camenzind». Da gibt es heute stärkere Dokumente. Was ist das etwa, dieses Schülerelend, wenn wir's vergleichen mit MUSILS «Verwirrungen des Zöglings Törless»? Also, das ist sicher historisch überholt.

Ich meine, der wirklich wichtige HESSE ist der HESSE des «Steppenwolf» und einiger Werke, die dazuge-

hören: der «Kurzgefaßte Lebenslauf», «Der Kur-gast», die «Krisis»-Gedichte, die bitterbösen, auch fäkalischen Gedichte des 50jährigen HESSE, dann diese wunderschöne kleine Geschichte «Morgenlandfahrt», die die Überleitung zu manchem im «Glasperlenspiel» bildet. «Das Glasperlenspiel» halte ich als großen ehrgeizigen Roman vielleicht für mißlungen, aber doch für ein ungemein interessantes und lesenswertes Buch. Und eins glaube ich, müßte man entdecken: Wenn wir Werke beiseite lassen, die nicht zu retten sind, wie «Narziß und Goldmund» – das grenzt wirklich stellenweise an den süßen Kitsch, und HESSE mag das auch empfunden haben – aber wenn wir «Das Glasperlenspiel» betrachten, dann zurück «Die Morgenlandfahrt» und vor allen Dingen den «Steppenwolf», so erleben wir einen HESSE, der bisher fast immer falsch gesehen wurde, obwohl er sich bemühte, die Fehler und Mißverständnisse zu beseitigen: all diese Bücher sind Bücher der Warnung. HESSE ist nicht für Harry Haller, den Steppenwolf. Er hält Harry Haller für schädlich, und im «Tractat vom Steppenwolf», das ja auch zum Buch gehört, steht der entscheidende Satz (von HERMANN HESSE geschrieben!): «Wieso kann die bürgerliche Gesellschaft eigentlich nach wie vor weiterbestehen, obwohl ihr Puls seit langem ganz schwach schlägt?» Und HESSE antwortet (bedenken Sie, das ist vor 50 Jahren geschrieben worden!) auf die Frage, warum die bürgerliche Gesellschaft weiterbesteht und gedeiht: «Die Antwort lautet: wegen der Steppenwölfe.» Das sind also diese sogenannten Außenseiter, die keine sind. Die festigen im Grunde eine morsche, brüchige Gesellschaft. Und weiter: «Das Glasperlenspiel» ist ja nicht ein Spiel, das die pädagogische Provinz Kastalien rechtfertigen möchte oder rechtfertigen will, sondern Josef Knecht scheitert als Spielmeister, und er scheitert bei der ersten realen Aufgabe, auch nur einen einzigen etwas diffizilen jungen Menschen, der schwererziehbar ist, in die Gemeinschaft zu bringen. Sein ganzes Glasperlenspiel hat ihm nichts genutzt, und in dem Brief Josef Knechts an seine Oberen steht (und das hat HESSE geschrieben!): «Wir arbeiten in unseren Archiven, wir benutzen unsere Bibliotheken, und wenn das Volk durch Krieg oder Verarmung eines Tages – ich zitiere wörtlich – nicht mehr in der Lage ist, oder sein will, uns das zu gestatten, wird unsere ganze Forschungstätigkeit über Nacht ein Ende gefunden haben.» Das heißt, bei ganz wenigen Autoren ist so stark wie bei HESSE eine ganz reale, skeptische Beurteilung der bürgerlichen Gesellschaft zu finden.

*HESSE beschreibt ja vordergründig jedenfalls immer Individualisten oder Eigenbrötler, von Peter Camenzind über den Steppenwolf bis zu Knulp oder Josef Knecht. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß ich mich, wenn ich HESSE lese, gern mit der einen oder anderen Persönlichkeit, die dort vorkommt, identifiziere und daß ich dann leicht diese Distanz, diese ironische Haltung verliere, die – wie Sie sagen – doch sehr wichtig, sehr notwendig ist, um überhaupt HESSE, den kritischen Hesse, auch den selbstkritischen HESSE richtig zu verstehen.*

HESSE hat 1946 oder 1947 eine Sammlung seiner politischen Aufsätze herausgegeben unter dem Titel «Krieg und Frieden». Dazu hat er für die deutschen Leser ein Vorwort geschrieben. Darin schreibt er: «Steppenwolf» und «Glasperlenspiel» sind verlacht und verkannt worden, beides waren Bücher der Warnung. Man hat sie nicht gesehen.» Und die große Gefahr bei der HESSE-Lektüre ist in der Tat eine Identifikation, die HESSE beim Schreiben vielleicht gehabt hat, in der Konzeption des Buches jedoch nicht. HERMANN HESSE ist nicht Harry Haller, sondern er zeigt gerade den Weg, den Prozeß von Harry Haller, und er sieht Harry Haller durchaus nicht als verehrungswürdig, sondern eher als komisch und lächerlich, nicht als eine gesellschaftliche Gefahr, sondern im Grunde als einen Träger gesellschaftlicher Affirmation, nicht als einen wirklichen Gegenspieler. Wenn man HESSE in dieser Weise liest, und so wollte er ja – der späte HESSE jedenfalls – gelesen werden, dann versteht man ihn. Natürlich ist die andere Identifikation, nämlich wie man's in Amerika gemacht hat, auch wieder ein Mißverständnis, wenn nämlich die Studenten die Drogen-geschichte im «Steppenwolf» gleichsam als Leitbild nehmen. Ein bekannter Meskalin-Forscher, der allerdings sehr umstritten ist, TIMOTHY LEARY, der hat einen Aufsatz über den «Steppenwolf» geschrieben und darin seinen Studenten und Schülern gesagt: «Wenn du deinen LSD-Trip beginnen willst, dann lies zunächst einmal – ich zitiere wörtlich – den «Steppenwolf» und «Siddhartha», das ist ein Meister-Führer zum psychedelischen Erlebnis.» Das ist natürlich ein profundes Mißverständnis – auch der Steppenwolf-Szene. HESSE hat diese Welt gezeigt und geschildert, aber das Magische Theater HERMANN HESSES ist gleichfalls als Warnung zu sehen. HERMANN HESSE möchte den Leser erkennen lassen, daß auch im Magischen Theater schließlich der Vorhang fällt. Dann steht auch der Leser, dann steht der im Magischen Theater Berauschte doch wieder am andern Morgen in der Kälte, in der Wirklichkeit, und ist um kein Grad klüger oder reifer geworden.

# Der junge Mozart auf der Reise durch Württemberg

Eberhard Stiefel

Immer wieder nimmt man sie gern zur Hand: EDUARD MÖRIKES Novelle «Mozart auf der Reise nach Prag». Aus jeder Zeile dieser liebenswerten Erzählung spricht die besondere Hinwendung des Dichters zu MOZART und seiner Musik. Vielleicht, wer weiß, hätte MÖRIKE noch eine Mozart-Novelle geschrieben – eine über den 7jährigen MOZART auf der Reise durch das Schwabenland im Sommer 1763, wenn ihm Einzelheiten bekannt gewesen wären. Denn immerhin hatte damals WOLFGANG AMADEUS mit Vater, Mutter und Schwester einige Tage in MÖRIKES Vaterstadt Ludwigsburg zugebracht.

Seit knapp dreißig Jahren kann sich die Nachwelt über diese Mozart-Reise ein recht genaues Bild machen. Seit nämlich ERNST FRITZ SCHMID – der allzufrüh vollendete hervorragende Kenner der schwäbischen und hohenzollerischen Musikgeschichte – seine Forschungsergebnisse veröffentlicht hat: «Ein schwäbisches Mozartbuch» (Lorch/Stuttgart 1948). Die dort mit wissenschaftlicher Akribie zusammengetragenen Nachrichten bilden nicht allein für den Musikhistoriker eine Fundgrube, vielmehr sind sie eine interessante kulturgeschichtliche Dokumentation aus der Ära des Herzogs CARL EUGEN.

## Die große Reise durch Westeuropa 1763–1766

Die beiden Kinder ANNA MARIA (NANNERL, geb. 1751) und WOLFGANG AMADEUS (geb. 1756) des Salzburger erzbischöflichen Konzertmeisters bzw. Vizekapellmeisters LEOPOLD MOZART und seiner Frau ANNA MARIA geb. PERTL erhielten von ihrem Vater die denkbar beste Erziehung (eine Schule besuchten sie nicht). Vor allem erkannte LEOPOLD, selbst ein vorzüglich gebildeter Musiker und Komponist, früh die außerordentliche musikalische Begabung seiner beiden Kinder und gab ihnen eine für damalige Zeiten einzigartige Ausbildung, was Theorie und instrumentales Spiel betraf, in fürsorglicher Liebe und methodischer Strenge<sup>1</sup>.

Die Tochter ANNA MARIA war mit elf, der Sohn WOLFGANG AMADEUS mit sechs Jahren im Klavierspiel und in der Theorie so weit fortgeschritten, daß Vater LEOPOLD daran denken konnte, sie als Wunderkinder zu präsentieren – nach heutigem Empfinden eine gewisse Art marktschreierischer Zurschaustellung, damals jedoch durchaus üblich. So kam es 1762 zu den ersten Reisen nach München und nach Wien, wo die Kinder im Schloß Schönbrunn mehrfach der Kaiserin MARIA THERESIA vorspielten und reich beschenkt wurden.

Der Erfolg war so eindeutig, daß LEOPOLD sich veranlaßt sah, 1763 eine Reise zu planen, die ihn, seine Frau und seine beiden Kinder während fast dreieinhalb Jahren durch halb Europa führen sollte, um der musikalischen Welt *das größte Wunder darzustellen, dessen sich Europa und die Menschheit überhaupt rühmen kann*, wie es in einer Konzertanzeige in London 1764 hieß<sup>2</sup>.

Man vermag sich heutzutage kaum mehr vorzustellen, welche unsägliche Anstrengung, Entsagung und Schwierigkeiten diese Reise für die beiden Kinder, insbesondere für den kleinen WOLFGANG AMADEUS, bedeutete: die tagelangen Fahrten in der Kutsche über holperige Landstraßen mit Rad- und Achsbrüchen, der Wechsel der Pferde auf den Poststationen, das dauernde neue Quartiernehmen und natürlich mancherlei Krankheiten – neben allem Schönen und Interessanten, was sie dabei erleben

LEOPOLD MOZART mit seinen Kindern WOLFGANG AMADEUS und ANNA MARIA, November 1763 (wenige Monate nach der Reise durch Württemberg). Kupferstich von Jean Baptiste Delafosse. Salzburg, Mozart-Museum.



konnten. Die Forschung vermutet wohl nicht ganz zu unrecht, daß die spätere angegriffene Gesundheit und der frühe Tod W. A. MOZARTS mit diesen übergroßen Reiseanstrengungen in früher Kindheit zusammenhängen. Auch finanziell erbrachte die Reise keine Reichtümer: die «douceurs» für das musikalische Auftreten der Familie an den verschiedenen Höfen, in adeligen Kreisen und in «Akademien» reichten mit knapper Not für die Reisekosten.

Der eigentliche große Gewinn – und dies entsprach wohl auch den Absichten LEOPOLD MOZARTS – lag jedoch im Kennenlernen der Musik Europas in den Musikzentren, in immer neuen Begegnungen mit bedeutenden Musikern und ihren Kompositionen – Tatsachen, die das Werk W. A. MOZARTS wesentlich mitprägten.

Die große Reise begann in Salzburg am 9. Juni 1763 und ging zunächst über München nach Augsburg. In der Vaterstadt LEOPOLD MOZARTS fanden drei Konzerte mit großem Erfolg statt. Zuvor erschien in der Augsburger Presse ein Hinweis in Form eines Briefes aus Wien, in dem es u. a. heißt: *Ich bin vielleicht der erste, der Ihnen von einer Neuigkeit Nachricht zu geben hat, die bald in ganz Deutschland und vielleicht auch in entfernten Ländern ein Gegenstand der größten Bewunderung sein wird. Es sind die zwei Kinder des berühmten Mozart, Vice-Capellmeister in Salzburg. Stellen Sie sich einmal ein Mädgen von 11 Jahren vor, das die schweresten Sonaten und Concert der grösten Meister auf dem Clavessin oder Flügel auf das Deutlichste, mit einer kaum glaublichen Leichtigkeit fertiget und nach dem besten Geschmack wegspielt. Das muß schon viele in Bewunderung sezen. – Nun wird man aber in ein gänzlichcs Erstaunen gebracht, wenn man einen Knaben von 6 Jahren bei einem Flügel sitzen sieht, und nicht nur selben Sonaten, Trio, Concerten nicht etwa tändlen, sondern mannhaft wegspielen höret, bald Cantabile, bald mit Accorden ganze Stunden aus seinem Kopfe phantasieren und die besten Gedanken nach dem heutigen Geschmake hervorbringen. . . . Ich habe überdies gesehen, daß man ihm die Tastatur mit einem Schnupftuch zugedeckt hat; und er hat auf dem Tuche ebenso gut gespielt, als wenn er die Claves vor Augen gehabt hätte. Darauf folgen noch Bemerkungen über W. A. MOZARTS absolutes Gehör, seine Fähigkeit, eine gegebene Melodie sofort zu begleiten, und seine Kunst, auf einer «Violino piccolo» zu spielen<sup>3</sup>.*

Im «altväterischen» Ulm

Am 6. Juli 1763 wurde die musikalische Wanderschaft von Augsburg in westlicher Richtung fortgesetzt. Am Abend dieses Tages rollte der MOZARTSche Reisewagen über die Donaubrücke durch das

Herdbrucker Tor in die alte Reichsstadt Ulm. Die Familie bezog im Gasthof «Zum Goldenen Rad» in der Sattlergasse Quartier.

Ulm muß auf LEOPOLD MOZART einen eigenartigen Eindruck gemacht haben. Er schrieb an seinen Freund und Hauswirt LORENZ HAGENAUER in Salzburg: *Ulm ist ein abscheulicher, altväterischer und so abgeschmackt gebauter Ort, daß ich vielmal an Sie gedacht und gewünschen habe, daß Sie ihn sehen sollten. Stellen Sie sich nur Häuser vor, wo Sie von außen das ganze Stock- und alles Holzwerk, so wie es angelegt ist, sehen müssen, und, wenn es hoch kommt, solches mit einer Farbe überstrichen, das Mauerwerk aber schön weiß, oder ieder Ziegl, so wie er liegt, natürlich angemalt ist, damit die Mauer und das Holzwerk desto deutlicher gesehen wird. Und so sehen Westerstetten, Geißlingen . . . dann Göppingen und Plochingen und vieles von Stuttgart aus.*<sup>4</sup>

E. F. SCHMID deutet im Zusammenhang mit dieser städtebaulichen «Philippika» mit Recht darauf hin, daß für LEOPOLD MOZART der gotische Fachwerkbau, den er erstmals in Ulm erlebte, etwas völlig Neues, Ungewohntes war. Er war ja in Augsburg aufgewachsen, wo die eigentümliche Baugesinnung des

Ulmer Münster und Münsterplatz.

Kupferstich und Zeichnung von Jonas Arnold (1666).  
Ulm, Stadtarchiv.



deutschen bürgerlichen Mittelalters, wie sie die winkligen Gassen und Fachwerkhäuser der Städte des heute württembergischen Unterlandes treu bewahrten, längst dem Geist einer klassisch-großlinigen Architektur des lateinischen Südens Platz gemacht hatte<sup>5</sup>. Man sollte auch nicht übersehen, daß LEOPOLD MOZART zu jener Zeit bereits mehr als 25 Jahre in Salzburg lebte, in einer Stadt also, die mit ihren Barockbauten als das «deutsche Rom» bezeichnet wurde.

Am folgenden Morgen führte Vater MOZART seine Familie zum Münster, dessen Orgel, gebaut von dem Ulmer Orgelbauer GEORG FRIEDRICH SCHMAHL, schon damals zu den größten ihrer Art zählte. Den MOZARTs wurde die Orgel von dem Münsterorganisten JOHANN CHRISTOPH WALTHER, einem nahen Verwandten JOHANN SEBASTIAN BACHS, vorgeführt. Ohne Zweifel war für W. A. MOZART die Münsterorgel auch das größte Orgelwerk, das er in seiner Jugend kennenlernte.

Wie aus den Reisenotizen LEOPOLD MOZARTs hervorgeht, wurde die Familie bei der Besichtigung des Ulmer Münsters von einem Chorherrn des Stifts «Zu den Wengen», PETER OBLADEN, begleitet, der sie anschließend in das Wengen-Kloster führte, wo ebenfalls die Orgel probiert wurde (auch ein Werk von G. F. SCHMAHL). Vermutlich lernte die Familie dabei den dort führenden Musiker und Komponisten P. JOSEPH LEDERER kennen<sup>6</sup>.

Im Zusammenhang mit dem Besuch in Ulm wäre noch zu erwähnen, daß nahezu sechzig Jahre später, am 26. Februar 1821, einer der beiden Söhne W. A. MOZARTs, WOLFGANG AMADEUS d. J., ein guter Klavierspieler, in Ulm ein Konzert gab.<sup>7</sup>

### Württemberg, «das schönste Land»

Am Nachmittag desselben Tages ging es weiter zum nächsten Reiseziel: Ludwigsburg. Die Fahrt über die Schwäbische Alb, dann durch das Fils- und Neckartal machte auf LEOPOLD MOZART nachhaltigen Eindruck: *Doch kann ich nicht umhin sein, Ihnen zu sagen, daß Württemberg das schönste Land ist: von Geislingen an bis Ludwigsburg sieht man nichts als rechts und links zu gleicher Zeit Wasser, Wälder, Felder, Wiesen, Gärten und Weinberge, und dies zugleich und auf das schönste vermischt. Offenbar war zuvor ein Hagelgewitter niedergegangen, denn er schreibt: Bei Geislingen und Göppingen sahen wir alles Getreide in Boden geschlagen . . . Übrigens muß ich noch unserem Salzburger-Land zum Trost sagen, daß auch in allen diesen Gegenden, sobald es geregnet hatte, auch eine ungewöhnliche Kälte zu spüren ware.* Im Postscriptum dieses Briefes heißt es: *Meine Frau hat an der Gegend, die wir in Württemberg haben, das größte Vergnügen.*

In Geislingen, berichtet LEOPOLD MOZART, wurden der Familie von 7 Weibspersonen, die einen jeglich ankommenden Fremden fast zu Tode reden – Produkte der Geislinger Beinschnitzerei angeboten. Durch das Filstal über Göppingen erreichte die Reisekutsche schließlich Plochingen, wo LEOPOLD auf der Poststation die Nachricht erhielt, daß höchste Eile geboten sei, nach Ludwigsburg zu kommen. Herzog CARL EUGEN wolle mit seinem Hofstaat und der berühmten Hofmusik am nächsten Tag nach dem Jagdschloß Grafeneck (bei Münsingen) aufbrechen, wo übrigens gerade um diese Zeit eine eigene Sommer-Opernbühne errichtet worden war. Und die Absicht LEOPOLDS war natürlich, dem kunstliebenden CARL EUGEN seine Kinder in einer musikalischen Audienz vorzustellen. So wurde der kürzeste Weg über Cannstatt gewählt – auf Stuttgart, dessen Besuch ursprünglich vorgesehen war, verzichtete man.

### Aufenthalt in Ludwigsburg

Zu später Stunde traf die Reisekutsche am 9. Juli 1763 in Ludwigsburg ein. Im Gasthaus «Zum Goldenen Waldhorn» (Vordere Schloßstraße 33, gegenüber dem Schloß) nahm die Familie Quartier. Trotz der vorgerückten Zeit eilte LEOPOLD MOZART in das prunkvolle herzogliche Komödienhaus, um noch den Schluß eines französischen Lustspiels zu sehen. Am nächsten Tag, einem Sonntag, erlebte LEOPOLD eine bittere Enttäuschung: Die Reise nach Ludwigsburg war sozusagen ein Reinfall. Morgens um 10 Uhr konnte er zwar den Hofkapellmeister NICCOLO JOMELLI und den Oberjägermeister Freiherrn VON PÖLLNITZ sprechen, für die er Empfehlungsschreiben hatte: *Allein, kurz zu sagen! Es war nichts zu machen. Herr Tomasini<sup>8</sup>, der 14 Tage vor mir da war, kam auch nicht dazu, sich hören zu lassen . . . Wie ich durchaus vernehme, hat der Herzog auch die schöne Gewohnheit, die Leute lange warten zu lassen, bis er sie hört; und alsdann lange warten zu lassen, bis er sie beschenkt. Allein, ich sehe die ganze Sache als ein Werk des Herrn Jomelli an, der sich alle Mühe gibt, die Teutschen an diesem Hofe auszurotten, und nichts als Italiäner einzuführen.*

Man muß in diesem Zusammenhang bedenken, daß Herzog CARL EUGEN am Hofe FRIEDRICHs II. von Preußen erzogen worden und dort auf dem Cembalo gelehriger Schüler PHILIPP EMANUEL BACHS gewesen war (der ihm die «Württembergischen Sonaten» dedizierte). Und nun besaß er den unbändigen Ehrgeiz, sein Hoftheater in Stuttgart und seit 1760 vor allem in Ludwigsburg zu einem künstlerischen Mittelpunkt erster Ordnung umzugestalten. Als Bewunderer der italienischen Oper machte er den

erfolgreichen Komponisten NICCOLO JOMELLI zum Leiter der Oper und Hofkapelle, der seinerseits völlig freie Hand hatte, die berühmtesten Sängerinnen und Sänger zu engagieren und in die Hofkapelle die besten Musiker hereinzuholen – zumeist Italiener, etwa die Geigenvirtuosen und Komponisten PIETRO NARDINI und ANTONIO LOLLI, aber auch Franzosen und immerhin einige Deutsche.



Das Gasthaus «Zum goldenen Waldhorn» in Ludwigsburg, wo die Familie MOZART 1763 Wohnung genommen hatte. Kupferstich um 1825. Städt. Sammlungen Ludwigsburg.

Die Sonderstellung, die JOMELLI am Stuttgarter bzw. Ludwigsburger Hof besaß, machte auch auf LEOPOLD MOZART großen Eindruck. Er schreibt an HAGENAUER, daß JOMELLI *nebst 4000 f jährlichem Gehalt, Portion für 4 Pferde, Holz und Licht, einem Hause in Stuttgart und einem Hause in Ludwigsburg noch die Gnade des Herzogs im ersten Grade besitzt, und seiner Frau nach dessen Tode 2000 f Pension accordiert. Wie gefällt Ihnen eine solche Capellmeister Stelle? – über das hat er bey seiner Musik unumschränkte Mächte: und das ist es, was die Musik gut macht.* Verglichen mit den mehr als bescheidenen Salzburger Einkünften mußte ihm die Position JOMELLIS geradezu märchenhaft vorkommen. Solche Gedanken und zudem der hervorragende Ruf der Hohen Carlsschule, der bis nach Salzburg und Wien gedrungen war, mögen wohl die Ursache gewesen sein, daß LEOPOLD MOZART vierzehn Jahre später (1777) seinen damals in Paris weilenden Sohn unbedingt veranlassen wollte, auf der Rückreise mit Herzog CARL EUGEN Verbindung aufzunehmen: *Der Herzog ist ein bekannter, erstaunlicher Liebhaber der Musik und hat eine große Musikschule von jungen Leuten errichtet, die selbst der Kaiser in Augenschein genommen hat und die verdient, gesehen zu werden. Da sollst Du alles Menschenmögliche anwenden, mit Sr. Durchlaucht dem Herzog sprechen zu können.* Entgegen den väterlichen Ratschlägen, vielleicht auch in Erinnerung an die Ludwigsburger Erlebnisse von 1763, verzichtete jedoch WOLFGANG AMADEUS dar-

auf und reiste von Paris über Straßburg nach Mannheim<sup>9</sup>.

Aus der musikalischen Audienz 1763 wurde also nichts: Der Herzog hatte sich – der Tragweite seines Handelns natürlich keineswegs bewußt – die Konfrontation mit einem der größten Meister der Musik verscherzt (obschon WOLFGANG AMADEUS damals erst 7 Jahre alt war).

Immerhin gelang es LEOPOLD, seine beiden Kinder dem berühmten Hofkapellmeister NICCOLO JOMELLI vorzustellen und sie vor ihm musizieren zu lassen, und zwar in dem Ritterschen Haus (heute Stuttgarter Straße Nr. 16), das CARL EUGEN seinem Operndirektor als respektable Wohnung zugewiesen hatte. Das Ergebnis dieser denkwürdigen Begegnung hat LEOPOLD MOZART brieflich festgehalten: *Wie sehr aber Jomelli für seine Nation eingenommen ist, können Sie daraus schließen, weil er und andere seiner Landsleute, deren sein Haus immer voll ist, um ihm aufzuwarten, sich vernehmen ließen, daß es zu verwundern und kaum glaublich sei, daß ein Kind teutscher Geburt so ein Musik-Genie und so viel Geist und Feuer haben könne. Ridete amici!* Unter diesen Umständen war es nicht verwunderlich, daß die Familie Ludwigsburg so schnell wie möglich verlassen wollte. Doch da ergaben sich neue Schwierigkeiten: Der Herzog hatte für die Reise seines Hofstaates nach Grafeneck sämtliche Post- und Mietpferde beschlagnahmen lassen. So blieb der Familie gezwungenermaßen genügend Zeit, das Leben in der Residenz Ludwigsburg, dem «schwäbischen Potsdam», zu beobachten. Drastisch beschreibt LEOPOLD seine Eindrücke: *Wenn Sie ausspien, so speien Sie einem Offizier in die Tasche oder einem Soldaten in die Patronentasche. Sie hören auf der Gasse nichts als: halt! Marsch! schwenkt euch! etc. Sie se-*

Das «Rittersche Haus» in Ludwigsburg (Stuttgarter Straße Nr. 16), in dem die Geschwister MOZART vor Hofkapellmeister NICCOLO JOMELLI musizierten. Fotografie um 1900. Städt. Sammlungen Ludwigsburg.



hen nichts als Waffen, Trommeln und Kriegsgeräte. Vor dem Eingang des Schlosses stehen 2 Grenadiers und 2 Dragoner zu Pferd, die Grenadiersmützen auf dem Kopfe und einen Curas auf der Brust, in der Hand aber den bloßen Säbel, über sich jeder ein schönes großes Dach aus Blech, statt eines Schilterhauses: Mit einem Worte, es ist unmöglich, daß man eine größere Acuratesse im Exercitio, und eine schönere Mannschaft sehen kann. Man sieht absolute keinen andern Mann als grenadiersmäßige Leute, so zwar, daß mancher Feldwebl 40 f monatlich Besoldung hat. . . Wenn ich zum Fenster stand, so glaubte ich nichts als Soldaten zu sehen, die bereit wären, eine Person auf einer Comoedie oder Opera vorzustellen. Denken Sie nur, alle Leute sind haargleich, und täglich nicht in Wuckeln frisirt; sondern wie der erste petit-Maitre in viele Locken vom Kopf weg gekämmt und schneeweis eingepudert, die Bärte aber kohlschwarz geschmiert. In einem späteren Brief an HAGENAUER aus Schwetzingen erinnert sich LEOPOLD MOZART noch einmal Ludwigsburgs: In der Tat, 12 bis 15 000 Soldaten, die täglich unglaublich nett geputzt einhergehen, ja wegen der von der feinsten Leinwand gemachten haargleichen Stifeletten und Hosen kaum gehen können, sind zum Ernste zu wenig und zum Spaß zu kostbar, folglich zu viel. Hinter diesen Worten mochte sich freilich auch die Enttäuschung über den im Grunde genommen unnützen Besuch verbergen.

Schließlich gelang es doch noch, Pferde aufzutreiben. Am Morgen des 12. Juli 1763, dem vierten Tag nach der Ankunft in Ludwigsburg, konnte die Familie den Reisewagen besteigen, um über Enzweihingen (einem ganz lutherischen, miserablen Ort) die kur-

pfälzische Grenze zu erreichen. Nächste Ziele waren Schwetzingen und Mannheim, wo der künstlerische Erfolg als Entschädigung für das Ludwigsburger Mißgeschick nicht auf sich warten ließ. Von dort ging die Reise an die Residenzen und Adelsitze in Frankreich, Holland und England. Überall wurde konzertiert, und allerorten fanden die MOZARTS, insbesondere WOLFGANG AMADEUS, aber auch Vater LEOPOLD und NANNERL höchste Bewunderung. Nach über drei erlebnisreichen Jahren kehrte die Familie im Spätherbst 1766 über Paris, Genf, Donaueschingen und Augsburg nach Salzburg zurück.

Überschaut man diese ausgedehnte Reise durch Westeuropa, über die LEOPOLD MOZART genau Buch geführt hatte, erscheint die Fahrt durch die württembergischen Lande nur als kleine Episode – eine Episode freilich, die der Erinnerung wert ist.

#### Anmerkungen

1 FRIEDRICH BLUME, Artikel «W. A. MOZART», in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart (MGG) 9, Sp. 699 – 2 HERMANN ABERT, W. A. MOZART, Bd. 1. Leipzig 1919/21, S. 60 – 3 ERNST FRITZ SCHMID, Ein schwäbisches Mozartbuch. Lorch/Stuttgart 1948, S. 119 – 4 E. F. SCHMID, a. a. O., S. 124 f. Hier und im folgenden werden Briefstellen nach E. F. SCHMID (S. 124–132) bzw. O. E. DEUTSCH (Hrsg.), MOZART. Briefe und Aufzeichnungen, Bd. 1. Kassel usw. 1962, S. 74–83 zitiert. – 5 E. F. SCHMID, ebda. – 6 Vgl. E. STIEFEL, Artikel «JOSEPH LEDERER» in: MGG 8, Sp. 451 ff. – 7 Vgl. E. STIEFEL, Artikel «Ulm» in: MGG 13, Sp. 1044 – 8 E. F. SCHMID, a. a. O., S. 129. LUIGI TOMASINI war ein vorzüglicher Geiger aus der ESTERHÄZYSCHEN Hofkapelle in Eisenstadt. JOSEPH HAYDN nannte ihn seinen «lieben Bruder Luigi Fex». – 9. E. F. SCHMID, a. a. O., S. 133.

## Zur Entstehungsgeschichte des sogenannten Waldenserwappens

Ernst Hirsch

Besuchern von Kirchen, Pfarrhäusern oder öffentlichen Gebäuden der Waldensergemeinden Deutschlands mag aufgefallen sein, daß diese ein Wappen mit dem Emblem des Lichtes ziert, das in der Finsternis leuchtet: auf blauem Grund ein goldener Leuchter, der eine brennende Kerze trägt. Für gewöhnlich ist über dem Wappen die Devise *Lux lucet in tenebris* (das Licht leuchtet in der Finsternis) zu lesen. Dieser Wahlspruch ist gelegentlich auch seitlich, an den Rändern des Wappens, untergebracht. Die Herkunft des Wappens selbst ist unschwer zu erraten, sie kann nur in den Herkunftsgebieten der Kolonisten in Piemont zu suchen sein, wo es in allen erdenklichen Abwandlungen anzutreffen ist. Fast jede Körperschaft besitzt ihr eigenes Waldenserwappen. Daß wir es hier

nicht mit einem Wappen im heraldischen Sinn zu tun haben, liegt auf der Hand, denn echte Wappen kann man nicht nach Belieben für den Hausgebrauch abwandeln. Es liegt hier vielmehr ein Symbolträger vor, dessen allgemeine Verwendung erst in der 2. Hälfte des vergangenen Jahrhunderts in Piemont Eingang gefunden hat. Was die Entstehungsgeschichte des Wappens betrifft, mag es auf den ersten Blick den Anschein haben, als gäbe es hier überhaupt keine Probleme. Man könnte sich ja leicht vorstellen, daß die Waldenser, auf der Suche nach einem Emblem, aus mannigfachen Gründen, die Stelle aus dem Evangelium Johannis 1,5 für die Wahl eines solchen als besonders geeignet gehalten hätten. So einfach liegen allerdings die Dinge nicht. Über die Zeit der Entstehung des Wappens wissen



O. l. Haus Luserna alt (1559); u. l. Haus Luserna neu; Mitte: Ältestes Wappen der Waldenser-Kirche (1640); o. r. Gemeinde Luserna (1702); u. r. Gemeinde San Giovanni-Luserna (1871).

wir nichts, wohl aber über den Ort, und das ist im vorliegenden Falle von ausschlaggebender Bedeutung. Daß es sich nur um Luserna S. Giovanni im Tale des Pellice, das nach diesem Ort auch Tal von Luserna genannt wird, handeln kann, ist offenkundig. Das etwa 45 Kilometer südwestlich von Turin gelegene Tal zeichnet sich durch seine besondere geographische Lage aus. Es ist unter allen Tälern des Osthangs der Westalpen das kürzeste, und von hier aus führt der kürzeste Weg von der Poebene über den Col della Croce hinüber ins Queyras und von dort aus ins Durancebecken. Nur drei Berggemeinden liegen im Haupttal: Bobbio Pellice, Villar Pellice und Torre Pellice. Die vierte Gemeinde, Luserna S. Giovanni, liegt bereits am Rande der Ebene.

Der vorteilhaften geographischen Lage ist es u. a. zu verdanken, daß das Pellicetal in relativ früher Zeit schon besiedelt wurde. Der kurze Weg über den Col della Croce schuf eine günstige Grundlage für lebhaftere Handelsbeziehungen zwischen den Landschaften des West- und Osthangs der Kottischen Alpen. An der Stelle, an der Handel und Verkehr am besten zu kontrollieren waren, entstand der Siedlungskern Luserna, die älteste Ortsgründung des Tales, in der wir eine etruskische Handelsniederlassung zu sehen haben. Das Tal selbst dürfte bis zur Ankunft der Römer einer der zahlreichen ligurischen Stämme besiedelt haben. Unter-

halb von Luserna errichteten die Römer die Grenzstation Fenile, deren Name auf lat. finis (Grenze) zurückgeht. Urkundlich erwähnt wird ein *castrum luserne* erstmals im Jahre 1096, und auch in den folgenden Jahrhunderten ist die Form Luserna in Urkunden anzutreffen. Aber bereits 1153 taucht die Schreibung Lucerna auf, die fortan von den Urkundenschreibern bevorzugt wird. Die Anlehnung an lat. lucerna (Öllampe) lag wegen der lautlichen Ähnlichkeit sehr nahe. Der Bezug auf die *lucerna* hatte vor allem den Vorteil, daß er geeignet war, den Namen der Herren von Luserna, der Feudalherren des nach ihnen benannten Tales, im Wappenbild zum Ausdruck zu bringen. So entstand das alte Wappen des Hauses Luserna, das eine brennende Öllampe auf blauem Felde zeigt. Statt des üblichen ringförmigen Griffes ist sie mit einem Aufhänger versehen. Es erhebt sich die Frage, ob zur Zeit der Entstehung des Wappens solche Lampen noch im Gebrauch standen, oder ob es sich um eine Nachahmung von antiken Lampen handelte, wie sie wohl in den Ruinen der nahen römischen Grenzstation damals noch anzutreffen waren.

Diese Öllampe verschwand 1559 aus dem Wappen, als Herzog EMANUEL PHILIBERT von SAVOYEN den Grafen von Luserna ein neues Wappen aufzwang, fand jedoch im Wappen der Gemeinde Luserna Aufnahme, und zwar in abgewandelter Form. Das antike Leuchtgerät wurde durch ein modernes, ei-

nen Leuchter, ersetzt, der von einer rechten Hand gehalten wird. Der blaue Grund, der den Nachthimmel versinnbildlicht, wurde beibehalten. Von hier aus war der Weg nicht mehr weit zum Waldenserwappen. Um das Wappen von Luserna zu einem religiösen Emblem umzugestalten, bedurfte es nur einiger Veränderungen.

Zunächst wurde der Leuchter mit einem Kranz von sieben goldenen Sternen versehen, während der Leuchter selbst einen Strahlenkranz erhielt. Die mystische Siebenzahl deutet auf die Herkunft aus der Heiligen Schrift hin, doch auf welche Stelle sie sich bezieht, ist schwer zu sagen. Vielleicht sind die sieben Planeten gemeint. Auch der Form der Sterne kommt mystische Bedeutung zu. Es handelt sich um Pentagramme, d. i. Zeichen in Form eines Fünfecks, auf dessen Seiten gleichschenklige Dreiecke konstruiert sind. Zeichen des Geheimnisses, der Vollkommenheit und des Weltalls. Bei der Devise *Lux lucet in tenebris* mag auch die Wortstellung auffallen, denn in der Vulgata steht das *lucet* am Schluß des Satzes.

Als sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts waldensische Religionsflüchtlinge in Württemberg niederließen, befanden sich unter ihnen auch zahlreiche Familien aus Luserna San Giovanni, die AIMAR, BELLON, GUICHARD, REVEL usw. Sie siedelten sich in einem eigenen Ortsteil in Wurmberg (Enzkreis) an und nannten ihre Niederlassung *Colonie de Lucerne*, ein Name, der nicht lange Bestand hatte. Heute erinnert nur noch der *Welschberg* an die waldensischen Siedler.

Üblicher als die Schreibung *Lucerne* ist im Französischen die Schreibung *Luzerne*, die mit der von *luzerne* (*Luzerne*, *Luzerner Klee*) zusammenfällt. Der Gleichklang der beiden Namen mag manche auf den Gedanken gebracht haben, eine direkte Beziehung zwischen diesen herzustellen und die Behauptung aufzustellen, den Anbau der *Luzerne* in Deutschland verdanke man den waldensischen Einwanderern aus dem Tal von Luserna. Dieser Irrtum läßt sich leicht an Hand des Etymologischen Wörterbuches von KLUGE korrigieren, wo es auf Seite 468 heißt: *Die Futterpflanze . . . ist im 18. Jh. aus Frankreich bei uns eingeführt und hat den südfr. Namen Luzerne mitgebracht, der seit dem 16. Jh. bezeugt ist. Die bohnenförmigen Samen zeichnen sich durch eine gelbe, glänzende Oberfläche aus; zu lat. lucere «leuchten».*

Wennschon zwischen dem Tal von Luserna und der *Luzerna* keinerlei Beziehungen bestehen, so stammt doch aus Luserna S. Giovanni ein Mann, dessen Verdienste um die Landwirtschaft in den Waldenserkolonien Süddeutschlands unbestreitbar sind. Es ist dies J. A. SEIGNORET, von dem der

Pfarrer HENRI ARNAUD aus Schönenberg bei Mühlacker in einem Brief berichtet: *Am 22. April 1701, gegen Abend, kam Herr J. A. Seignoret aus Luserna in Piemont mit zweihundert Stück Kartoffeln an. Sie wurden in einem Garten angebaut und gepflanzt, und Herr Seignoret erntete von denen im gleichen Jahre zweitausend Stück von drei verschiedenen Sorten und Farben. Ich schickte davon insgesamt fünfzehnhundert Stück in jede Waldenserkolonie Württembergs, in die Markgrafschaft Durlach und in das Fürstentum Gochsheim, das heißt in jede Waldenserkolonie hundert Stück.* Im gleichen Briefe erwähnt ARNAUD, daß SEIGNORET sich in *Lucerne de Wormberg* niedergelassen hatte.

Zum Schlusse soll noch von einer anderen Beziehung, die die Waldenser des Tales von Luserna mit Württemberg verbindet, die Rede sein. Im waldensischen Gotteshaus von Luserna San Giovanni, das sich in dem links vom Pellice gelegenen Gemeindeteil San Giovanni befindet, hat der schwäbische Uradel entsprossene General FRIEDRICH LEUTRUM seine letzte Ruhestatt gefunden. KARL SIGMUND FRIEDRICH WILHELM BARON LEUTRUM von ERTINGEN wurde 1692 auf Schloß Karlshausen bei Pforzheim geboren. Bereits im Alter von zehn Jahren begab er sich nach Piemont, wo sein Bruder MAGNUS im Dienste des Herzogs von Savoyen stand. MAGNUS verlieh seinem jüngeren Bruder eine Kompanie in seinem Regiment. FRIEDRICH widmete sich militärwissenschaftlichen Studien, doch seine Hauptaufgabe sah er in der Ausbildung der ihm unterstellten Kompanie. Er nahm an fast allen Schlachten des Österreichischen Erbfolgekrieges teil, der seinen Ruhm begründete, und ist als der erfolgreichste Heerführer des Königreichs Sardinien in die Kriegsgeschichte eingegangen. In vielen Volksliedern feierte man die Taten des *Baron Litrun*. Ein solches Lied berichtet auch vom Ende des Generals. Als der König von der schweren Krankheit LEUTRUMS erfährt, läßt er sich nach Cuneo fahren. Der Todkranke, der fühlt, daß es dem Ende zugeht, ist dem Zuspruch seines Kriegsherren unzugänglich. So fragt ihn dieser zuletzt, wo er begraben werden wolle. Die Antwort lautet: *Mi lasserü per testament, ch'a mi suterò an val d'Lüzerna. – Ich werde testamentarisch verfügen, daß man mich im Tal von Luserna begräbt.* LEUTRUM wollte als Protestant in einem protestantischen Gotteshaus beigesetzt werden. So wurde er im Jahre 1755 in dem entlegenen Kirchlein von Chabas bestattet. Doch da der Stein mit der Inschrift verloren ging, geriet das Grab völlig in Vergessenheit. Nachdem man es im Jahre 1925 wiedergefunden hatte, wurde der Sarkophag in die Kirche von San Giovanni übergeführt und mit einer neuen Inschrift versehen.

# Buchbesprechungen

## Landschaftsbilder

Bildbände, in denen einzelne Landschaften dargestellt sind, wenden sich meist an das Erinnerungsbedürfnis und -vermögen des Betrachters: sie rufen ihm zurück, was er auf Reisen, im Urlaub, bei Fahrten und Wanderungen gesehen und erlebt hat; sie illustrieren die Erinnerung an eine ferne Heimat. (Auf eine vollständige, umfassende Beschreibung der einzelnen Landschaften kommt es dabei weniger an.) Vorzüglich werden solche Anforderungen von älteren Darstellungen erfüllt, weil diese der Phantasie und der Stimmung viel Spielraum lassen. Ein Beispiel dafür sind die

**Ansichten vom Bodensee und seinen Umgebungen** in 100 lithographierten Blättern, nebst Beschreibung und einer Charte. Nachdruck der Ausgabe von 1832. Verlag Stadler, Konstanz 1977. 102 und 136 Seiten, 100 Abbildungen. 2 Pappbände im Schubert DM 38,-.

Die Lithographien stammen von dem 1814 in Konstanz geborenen Maler, Lithographen und Kunstschriftsteller FRIEDRICH PECHT, der sie bereits im Jahre 1832, also noch vor seiner eigentlichen Ausbildung in München und Paris, herausgebracht hat. Durchaus romantisch-biedermeierlich empfundene Landschaften mit einer entsprechenden Vorliebe für Burgen und Schlösser, für reizvolle Ausblicke und für weiche, aufgelöste Konturen, für offene Horizonte. Ein zweites Bändchen bietet zu jeder Abbildung einen knappen erläuternden Text, der mit seiner subjektiven Stimmung und den zahlreichen Hinweisen auf dynastisch-historische Zusammenhänge stilvoll mit den Abbildungen korrespondiert.

Nicht weniger offen für die Subjektivität des Betrachters und Lesers, nicht weniger weit entfernt von trockener Zustandsbeschreibung ist der Bildband

HANS-DIETER MUSCH und MANFRED GROHE: **Schönbuch und Gäu**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1976. 144 Seiten, 96 Bildtafeln, 13 Abbildungen im Text. Leinen DM 42,-.

Feuilletonistisch-anekdotisch gedacht und formuliert sind die Text-Streifzüge durch die Landschaft des von Gäu und Schönbuch bestimmten Kreises Böblingen, der hier dargestellt wird. (Insofern könnte der Titel in die Irre führen: sowohl Schönbuch als auch Gäulandschaft gibt es auch außerhalb des hier dargestellten Gebietes.) Der Verfasser sagt von sich selbst, er sei *ein interessierter Fremder, einer, der sich bemühen wollte, hier Fuß zu fassen, Land und Leute kennenzulernen*. Da muß er aber schon recht gute und verlässliche Fremdenführer getroffen haben, um als «Fremder» so viele Besonderheiten in der Landschaft und in der historischen Überlieferung anzutreffen und aufzufinden! Daß die Auswahl ein wenig zufällig blieb und sich doch recht deutlich durch den Reiz des Anekdotisch-Kuriosen leiten ließ, mag man einem «Fremden» nachsehen, viel-

leicht auch, daß der zweite, nun alphabetisch geordnete Streifzug durch die Städte und Gemeinden so platt und belanglos Fakten zusammenschiebt, die kein richtiges Bild entstehen lassen. – Die Bilder von MANFRED GROHE zeigen die ganze Palette dieses Fotografen. Das reicht von der gewollt sachlichen Information (z. B. in den Luftbildern oder in Bildreportagen von Ereignissen oder Tätigkeiten) über Spielereien mit dem Fischaugenobjektiv sowie faszinierende Ausschnitte und Blickwinkel bis zu malerischen Stimmungsbildern und gekonnter Foto-Grafik. Aber in den Bildern wie in den Texten: Alltag als alltäglicher Umgang mit Arbeit, Verkehr, Wirtschaft findet nur gefiltert, geschönt oder mit einer gewissen Distanz statt: Ein angenehmes Bilderbuch – und nicht unbedingt ein genaues Porträt des Kreises Böblingen. Aber das war wohl auch gar nicht beabsichtigt.

Porträtgenaugigkeit war dagegen wohl eher ein Ziel des dritten hier anzuzeigenden Bildbuches über eine Landschaft:

**Der Schwarzwald – Bilder einer Landschaft**. Text WILLY BAUR. Gebr. Metz Tübingen 1977. 96 Seiten, 80 Farbtafeln. Pappband.

Es ist nicht zu übersehen: Hauptprodukt des Verlags sind Ansichtskarten, die meisten Abbildungen sind nicht nur in dem entsprechenden Format gehalten, sie bieten auch die typischen Bildmotive: Ortskerne (geschickt dargeboten unter Aussparung der unschönen neueren Bebauung am Rand), Kirchen, Rathäuser und Hauptstraßen (alles, was man «malerisch» nennen kann). Dazu die Höhepunkte der Landschaft: Seen und Schlösser, Burgen und Berge – letztere mal weit das Land überragend, mal als Standpunkt, von dem aus man weit über das Land hinblicken kann. Dazu Folkloristisches, ein bißchen Landschaftsstimmung im Lauf der Jahreszeiten. Kein Schwarzwaldurlauber, der nicht in diesem Bildband seinen Schwarzwald wiederfindet: die distanziert objektive Fotografie der Postkartenhersteller läßt allen Raum für die Subjektivität des Betrachters, er greift den Eindrücken und Erinnerungen nicht vor, er bedient perfekt eine perfekte fotografische Apparatur und überläßt alles Subjektive dem Betrachter, der in diese Bilder seine Erinnerungen hineindenken kann. – Auf eine ganz andere Weise sachlich ist der einleitende Essay von WILLY BAUR. Auf acht knappen, konzentrierten Seiten wird hier der Schwarzwald als Landschaft verständlich gemacht – aus seinen erdgeschichtlichen Bedingungen, aus der Besiedlungs-, Verkehrs- und Wirtschaftsgeschichte. Dem Allgemeinen dieser Einleitung korrespondiert das Besondere der Bildtexte: ohne Verzierungen liefern sie Informationen, die fast immer über die einzelnen Bilder hinausführen und mit ihnen zusammen ein vielfarbiges Mosaik des Schwarzwalds bilden.

Ebenso Steinchen für Steinchen zusammentragend, dabei aber weniger auf bunte Vielfalt abhebend als auf exakte Vergleichbarkeit – so brachten die Mitarbeiter der staatlichen Archivverwaltung einen weiteren Band der neuen Landesbeschreibung zustande, den ersten dieses Werkes, in dem der heutige Bestand der Kreise und Gemeinden beschrieben wird:

**Landesarchivdirektion Baden-Württemberg: Das Land Baden-Württemberg.** Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden Band V: **Regierungsbezirk Karlsruhe.** Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1976. 656 Seiten, 48 Bildtafeln, Leinen DM 65,-.

Hier wird zum ersten Male einer der neugebildeten Regierungsbezirke in seiner neuen Struktur aus Kreisen und Gemeinden in einer durchgehend vergleichbaren Beschreibung faßbar. Dazu mußte ein sehr genaues und verbindliches Ordnungs- und Programmschema zugrundegelegt werden. Es ist den Bearbeitern gelungen, dieses Schema so auszulegen, daß auch die früher selbständigen Gemeinden voll erfaßt und in ihrer jeweiligen Eigenart dargestellt werden können. Wenn erst das für den Schlußband angekündigte Register zur Verfügung steht, werden sie auch ohne Ortskenntnisse oder hilfswise heranzuziehende andere Verzeichnisse leicht auffindbar sein. (Inzwischen tut man sich nicht immer leicht, denn wer weiß zum Beispiel, daß er das ehemals hohenzollerische Dettensee in diesem Band unter dem Verwaltungsraum Horb im Kreis Freudenstadt findet?) Der regelmäßige Benutzer älterer württembergischer Landesbeschreibungen vermißt die dort in aller Regel gebotene Statistik (nicht nur über Bevölkerungsentwicklung, sondern auch zu verschiedenen Aspekten der Wirtschaft usw.). Dies war jedoch unter den gegebenen Umständen kaum zu leisten. Einen Ansatz wenigstens bieten Tabellen über die Bevölkerungsentwicklung in den einzelnen Kreisen von 1871 bis 1975, die auf die neuen Gemeinden umgerechnete Zahlen darbieten. Bei der Größe der neugebildeten Verwaltungsräume wirkt diese Zusammenfassung allerdings stellenweise nivellierend: wachsende Teilorte gehen ebenso in das Gesamtergebnis ein wie stagnierende oder zurückgehende. Und damit verliert der Aussagewert solcher Angaben. Aber es ist wohl nicht ganz gerecht, immerzu vergleichend an das «Königreich Württemberg» zu denken.

Wenn objektive Beschreibung sozusagen ein Schwarzweiß-Bild einer Landschaft entwirft, auf dem alle Einzelheiten präzise dargestellt sind, dann ist es immer wieder wichtig für ein tieferes Verständnis, in subjektiver Darstellung die Farben ergänzend hinzuzufügen sowie durch die Betonung und Zusammenordnung bestimmter Einzelheiten näher an das Wesen einer Landschaft heranzukommen. Es gibt eine ganze Geschichte der länder- und landschaftsbeschreibenden Essayistik, die in dieser Weise subjektive Bilder ihrer Gegenstände entwirft. Und man könnte eine kleine Bibliothek ausschließlich aus solchen Werken dieser Art zusammenstellen, die nur Baden-Württemberg zum Gegenstand haben. Da wäre jetzt ein weiteres gewichtiges Buch hinzuzufügen:

OTTO ROMBACH: **Glückliches Land am Bodensee und Neckar, zwischen Ries und Rhein.** Reiseskizzen. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart 1976. 160 Seiten, 40 Abbildungen, Leinen.

Nicht zum ersten Male läßt OTTO ROMBACH den Leser an seinen Reisen teilnehmen, nicht zum ersten Male auch schildert er inländische Reisen. Wieder trifft man das beobachtend-deutende Ineinander von gegenwärtiger An-

schauung und fortwirkender Geschichtlichkeit. Auch diesmal treten neben die bei ROMBACH immer wieder behandelten Themen aus dem Umkreis von Ludwigsburg, aus dem Hohenlohischen und aus dem Raum zwischen Ravensburg und dem Bodensee wieder einige weniger bedeutsame, eher periphere Themen und geben Gelegenheit, auch aus diesen Anlässen Landschaft und Geschichte, Anschauung und Verstehen zusammenzubringen. So wenn die Silberstadt Neubulach behandelt wird, wenn die Geschichte der württembergischen Landvermessung ausgebreitet oder wenn von den Neckarschiffern von Haßmersheim, *von den Particuliers und von ihren Schiffen* berichtet wird. Die Abbildungen, zu einem guten Teil Aufnahmen des Verfassers, sind mit Bedacht gewählt, um Anschauung und Stimmung zu vermitteln. Nein, OTTO ROMBACH hat nicht etwa einen Bildband betextet: die wichtigeren Bilder bietet er in den Texten selbst; die muß man lesend nachvollziehen, damit wird man nicht fertig in flüchtigem Blättern. Aber eben deshalb kehrt man auch gern immer wieder zurück zu diesen inhaltsreichen und nachdenklichen Reiseskizzen.

Johannes Wallstein

ALB. MOLL und A. W. PLEIBEL: **Die Schwäbische Alb.** Eine Schilderung ihrer schönsten und interessantesten Punkte. Mit 19 lithographischen Ansichten von EB. EMMINGER, C. SCHACHER und J. WOLFFLE. 98 Textseiten, 19 Lithographien auf Tafeln, Querformat 30 x 21,5 cm, Ganzleinen, DM 88,-, Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt am Main, 1976.

Der unveränderte Nachdruck der 1860 und 1865 erschienenen Ausgaben dieses interessanten Werkes über die Nordwestseite der Schwäbischen Alb ist in verschiedener Hinsicht bemerkenswert. Zum einen sind es die auch kleinste Details schildernden Ansichten. Man möchte ihnen gerne Aufnahmen der heutigen Situation gegenüberstellen, um das ganze Ausmaß der Veränderungen zu begreifen. Andererseits bietet der Text vielfältige Einblicke in manche Bereiche, die unseren Vorfahren besonders wichtig schienen, so etwa die ausführliche Darstellung der geschichtlichen Entwicklung, wobei manches freilich durch neuere Forschungen überholt ist. Breiten Raum nehmen ferner Sagen und Märchen ein, die den einzelnen Orten zugeordnet werden.

Geradezu aktuell ist das Vorwort der nun fast 130 Jahre alten ersten Ausgabe: *Es ist ein gutes Zeichen unserer Zeit, daß unter allen Ständen der Sinn für einen reinen und edlen Naturgenuß in erfreulichem Maße gewachsen ist, und daß Viele es als eines der höchsten Vergnügen erachten, bald da, bald dort eine schöne Landschaft zu besuchen und an ihrer ewigen Jugendfrische sich zu erquicken.* Urach scheint es den Lithographen besonders angetan zu haben, zwei Gesamtansichten und ein Bild des Marktbrunnens schildern es, aber auch die Umgebung wird ausführlich abgehandelt: *Hohen-Wittlingen* und *Georgenau*, *Seeburg*, *Hohen-Urach*, der *Wasserfall* und *Hofgut Güterstein*. *Sorgfalt* und *Naturtreue* zeichnen auch die übrigen Bilder aus, die *Reutlingen*, *Lichtenstein*, *Hohenzollern*, *Kirchheim unter Teck*, *Reissenstein*, *Hohenstaufen*, *Rechberg*, *Geislingen*, *Gmünd u. a.* zum Thema haben.

Eine willkommene Ergänzung bietet die zeitgenössische Karte auf dem Vorsatz. Das Panorama der Alb vom Hohenstaufen bis zum Hohenzollern, auf dem Schutzumschlag dargestellt, ist besonders ansprechend. Mit Sicherheit wird das gut ausgestattete Werk viele Freunde finden.  
Helmut Schönamsgruber

RITTER, RUDOLF: **Wanderwege im Elsaß.** 50 Rundwanderungen in den Vogesen. 5., erweiterte Auflage. Moritz Schauenburg Verlag Lahr/Schwarzwald 1977. 316 Seiten, Kunststoff DM 16,80.

RUDOLF RITTER zeigt das Elsaß als die Möglichkeit, das Wandern mit dem Besichtigen von Bau- und Kulturdenkmälern zu verbinden. Es scheint mir allerdings ratsam, den Hinweis am Anfang des Buches, der Wanderer werde vertraut gemacht mit den *kulturellen und historischen Besonderheiten der Stätten*, die Ziel oder Zwischenstation fast aller Rundwanderungen sind, mit Vorsicht zu genießen: Die Beschreibung der *Besonderheiten* erschöpft sich meist in wenigen Sätzen über den Baustil, das Jahr der Erbauung oder der Zerstörung, über die Namen der Fürstengeschlechter oder Völker, die hier gelebt, gekämpft oder geopfert haben. Nur mit einem kurzen Blick streift RITTER diese Vergangenheit des Elsaß, er gibt Hinweise, ohne zu erklären. Wobei sich natürlich die Frage stellt, ob sich ein Wanderführer überhaupt zur Aufgabe machen kann, auch Kunstführer und Geschichtsbuch zu sein.

Weit ausführlicher teilt RITTER seine Wandererfahrungen mit. Am Anfang jeder Beschreibung wird die Strecke mit allen Zwischenstationen aufgeführt und durch eine spezielle Wanderkarte illustriert, dazu kommen die Gesamtzeit der Wanderung, der Höhenunterschied, den es zu überwinden gilt, und mögliche Abkürzungen. Auf diese sachliche Übersicht folgt eine blühende Stimmungsmalerei, deren Repertoire vom *warmen Strahl der Ostersonne über das Kirchlein, das vom Tale heraufgrüßt* bis zum *idyllischen, verträumten Städtlein am Waldesrande* reicht. Trotzdem fehlen die praktischen Hinweise nicht: Wie gelangt man zum Ausgangspunkt? Wo stellt man das Auto ab? Wo macht man Rast? Welchen Weg nimmt man, falls das Wanderzeichen nicht mehr vorhanden ist?

Auf RITTERS Spuren machte ich eine Rundwanderung in der Nähe von Saverne, die überschrieben ist *In den Wäldern von St. Jean*. Auf den ersten hundert Metern stimmten Buch und Realität überein, doch dann tauchte rechts statt einer kahlgeschlagenen Ebene die – von RITTER mit keinem Wort erwähnte – Autobahn Straßburg–Paris auf, und links sah ich statt Wald nur gefällte Bäume. Ich fand keinen sanft ansteigenden Waldweg, sondern stieg durch Gestrüpp steil bergauf. Weil die Autobahn den Rundwanderweg zweimal durchschneidet, mußte ich zweimal eine Möglichkeit suchen, sie zu überqueren. Wohlgemerkt: es handelt sich bei diesem Buch nicht um ein antiquarisches Stück, sondern um eine 1976 neu überarbeitete Auflage, zu der RITTER sagt: *Veränderungen in Einzelheiten, die gegenüber der Wanderbeschreibung früherer Auflagen festgestellt wurden, wurden berücksichtigt.* Die Autobahn zählt anscheinend nicht dazu.

Ulrike Wurster

BACHMANN, H. und GWINNER, M. P.: **Nordwürttemberg – Stromberg, Heilbronn, Löwensteiner Berge, Schwäb. Hall. Sammlung geologischer Führer**, Band 54. Verlag Gebr. Borntraeger, Berlin, Stuttgart 1971. 168 Seiten, 49 Abbildungen, flexibler Kunststoffeinband DM 32,-. Besonders reizvolle Gebiete um Heilbronn schildert das vorliegende Werk, das insbesondere durch die zahlreichen präzise beschriebenen Exkursionen allen erdgeschichtlich Interessierten eine wichtige Hilfe sein kann. Nach der Darstellung der Schichtenfolge, die außerordentlich sorgfältig vorgenommen wurde (beginnend beim Muschelkalk über Keuper, Lias bis hin zum Quartär), werden das Problem der Schichtlagerung sowie die Fluß- und Landschaftsgeschichte eingehend behandelt. Insgesamt 24 Exkursionen vermitteln einen vorzüglichen Überblick über das untersuchte Gebiet. Ein ausführliches Literaturverzeichnis und prägnante fotografische Profilaufnahmen erleichtern das nähere Eindringen in die beschriebenen Probleme. Es ist zu wünschen, daß dieses Buch möglichst viele Benutzer finden möge.  
Helmut Schönamsgruber

## Ortsbücher

Sie haben alle eines gemeinsam: man will sich der eigenen Gemeinde versichern. Oder richtiger: man will den Bürgern Gelegenheit und Anregungen geben, dies zu tun. Die Anlässe sind verschieden: Inzwischen in größere Gemeindeverbände aufgegangene Orte wollen noch einmal zu erkennen geben, was sie für sich selber waren; neu gebildete Gemeinden stellen die Selbstdarstellung sozusagen als Wegzeiger zu neuer Gemeinsamkeit in der größeren Einheit auf. Und nicht zuletzt sind Ortsjubiläen Anlaß zu solchen Veröffentlichungen. Allen stellen sich vergleichbare Probleme bei der Erfüllung ihrer Absicht: sie sollen alle Bürger (oder doch eine große Vielzahl von ihnen) erreichen und ansprechen. Auf der anderen Seite wollen sie aber meist zugleich auch ihren (wissenschaftlichen) Rang in der Ortsbeschreibenden Literatur erkennbar machen. Das führt in vielen Fällen zu Diskrepanzen zwischen Volkstümlichkeit und Wissenschaftlichkeit. Probleme ergeben sich oft auch aus dem Streben nach kontinuierlicher Geschichtsdarstellung: nicht alle Epochen – vor allem die frühen nicht! – sind an jedem Ort durch Zeugnisse belegt, durch Nachwirkungen spürbar; daraus resultiert die gelegentlich anzutreffende Belanglosigkeit oder Unverbindlichkeit mancher historischen Abschnitte. In bezug auf eine ganz bestimmte Epoche der Geschichte liegen die Dinge etwas anders: wenn – wie in sehr vielen Fällen – über die Zeit zwischen 1930 und 1945 nichts vermeldet wird, darf man daraus durchaus seine Schlüsse ziehen!

Im folgenden sollen aus der Vielzahl Ortsbeschreibender und ortsgeschichtlicher Neuerscheinungen einige herausgegriffen werden, um die ganze Vielfalt erkennbar zu machen. (Die Reihenfolge ist alphabetisch und bedeutet keinerlei Wertung.)

Den meisten der skizzierten Probleme entgeht der Bildband, dem sparsam ein essayistischer Text beigegeben ist: die-

sen kann man vertiefend zur Betrachtung der Bilder hinzuziehen, aber die Bilder (mit erläuternden Hinweisen) können auch ohne diesen Text einen Eindruck vermitteln. Ein Beispiel dafür ist

HERMANN BAUMHAUER: **Aalen. Porträt einer Stadtlandschaft.** Fotos von THOMAS BAUMHAUER und anderen. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen. 124 Seiten mit 87 Tafeln, davon 19 vierfarbig. Leinen DM 28,-.

Die neue Verwaltungseinheit im doppelten Sinne als Stadtlandschaft verstanden: als Durchdringung von Stadt und Landschaft und als Vielfalt einer weit ausgreifenden Gebietskörperschaft. Texte wie Bilder sind nicht auf Vollständigkeit, sondern auf das Typische orientiert und deshalb um besonders charakteristische Schwerpunkte geordnet: *Römische Zeichen – Freie Reichsstadt Aalen – Die Herrschaften der Nachbarn – der SCHAFFNER-Altar von Wasseraalengen – Baustoff einer Wendezeit: Eisen – Ein Stadtraum wächst zusammen*, um nur einige zu nennen. Ein Anhang *Stadt in Stichworten* und ein Register unterstützen, was Bilder, Bildunterschriften und die knappen, aber so informationsreichen wie interpretationssicheren Einzeltexte von HERMANN BAUMHAUER mit Erfolg anstreben: Die neue, größere Stadt Aalen aus Geschichte und Gegenwart als werdende Einheit verständlich zu machen.

Zwiespältig gibt sich selbst ein Ortsbuch, dessen Herausgeber seinem Werk im Nachwort *eine gute Aufnahme bei der Bevölkerung und bei der landeskundlichen Forschung* wünscht:

HEINZ ERICH WALTER (Hg.): **Beutelsbach, die Wiege Württembergs.** Von der Gründung bis zur Bildung von Weinstadt. Walter-Verlagsinstitut GMBH Schloß Dätzingen 1976. 512 S., zahlreiche Abbildungen. Leinen DM 24,-.

Ein elfseitiges, scheinbar nach dem Dezimalsystem gegliedertes, recht klein gedrucktes Inhaltsverzeichnis soll die Systematik der Darstellung signalisieren und diesen Wälzer von einem Ortsbuch zugänglicher machen. Über die mangelnde Attraktivität der wenig augenfreundlichen, wenig ansprechenden Typografie (und den Grauschleier der Abbildungen) kann es nicht hinwegtäuschen. (Dafür enthält es mehr als vierzigmal den Namen des Herausgebers!) Einladend und leicht zugänglich ist dieses Ortsbuch für niemanden. Wer sich trotzdem darauf einläßt, trifft auf mancherlei Ungereimtheiten. So fällt in den vom Herausgeber gezeichneten oder mitgezeichneten Abschnitten eine gewisse Redseligkeit auf, die nicht recht zu unterscheiden weiß zwischen dem mitzuteilenden Inhalt und den Überlegungen des Mitteilenden. (Das gilt zum Beispiel auch für die in einem Ortsbuch völlig deplazierten polemischen Töne gegen Autoren und Publikationen, mit denen der Herausgeber nicht einer Meinung ist.)

Beispiel: Es wird in einem knappen Satz mitgeteilt *Auch der Name Württemberg ist keltisch*. Und der nächste – längere – Satz kommentiert *Diese Behauptung mag in Expertenkreisen Verwunderung auslösen*. Ähnliche Beispiele ließen sich in größerer Zahl anführen, so etwa aus dem Kapitel *Auch das Remstal von Alamannen besiedelt*. Aber genug davon – man hätte den Beutelsbachern zum Ende ihrer kommunalen Eigenständigkeit ein besseres Buch über ihren Ort gewünscht als dieses Beispiel dafür, wie man ein Ortsbuch eigentlich nicht machen sollte.

Eine moderne Industriestadt vergewissert sich ihrer Vergangenheit; und sie tut dies – typografisch – mit durchaus moderner Geste:

ERICH KLÄGER: **Böblingen in alten Ansichten.** Herausgegeben von der Stadt Böblingen 1976. 156 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Das beginnt mit Ausschnitten aus alten Karten aus dem 16. und 17. Jahrhundert, mit MERIAN und reicht bis zu den Dokumenten der Zerstörung im 2. Weltkrieg. Wo irgend möglich, werden Ansichten der gleichen Gebäude, Straßenzüge, Stadtteile aus verschiedenen Zeiten einander konfrontiert. Dabei wird erkennbar, wo im Wandel Altes erhalten geblieben ist, wo es durch Neues ersetzt wurde. Leider ist der volle Informationswert der Bilder nur zu erschließen, wenn man den fortlaufenden Text fortlaufend liest: es gibt (von wenigen Ausnahmen im Anhang abgesehen) keine Bilderläuterungen. Und auch der Text läuft nicht immer synchron – ganz abgesehen von Stellen, an denen er sich freischwebend-erzählerisch gibt: *Wir verlassen mit der Musikkapelle . . . den Flughafen* (so im Bild auf Seite 68) und lesen auf Seite 86 *Mit einem Blick auf die gesprengten Flugzeughallen und demontierten Flugzeuge* – das ist nirgends abgebildet – *hatten wir . . . den Militärflughafen verlassen*. Für Böblingener, die sich die Mühe machen, dieses Buch Stück um Stück mit ihrer Stadt zu vergleichen, kann es zu einem einzigartigem Heimatbuch werden. Für Besucher, für eher stadtbaugeschichtlich oder sonst theoretisch Interessierte bietet es eine Fundgrube – aber leider ohne handliche Anleitung zur Erschließung.

Zugleich zur 700-Jahr-Feier und zur Stadterhebung bedachte Donzdorf sich und seine Bürger mit einem repräsentativen Heimatbuch:

**Heimatbuch Donzdorf.** Herausgegeben von der Stadt Donzdorf 1976. Gesamtedaktion WOLFGANG IRTENKAUF 174 (redaktionelle) Seiten, zahlreiche Abbildungen, Leinen.

In einem solchen Heimatbuch findet jeder Bürger auf seine Weise die Gemeinde wieder, in der er zu Hause ist: Text und Bilder repräsentieren das Gegenwärtige und Vertraute und machen es durch Informationen über Vergangenes noch verständlicher. Dem Leser und Benutzer macht die leicht überschaubare Gliederung den Einstieg leicht; zusammenfassende Leitsätze am Kopf vieler Seiten (manchmal von Zeichnungen begleitet) erleichtern die Orientierung. Hervorzuheben ist das Exemplarische der Darstellung. Das wird alles so dargeboten, wie es dem Donzdorfer begegnet oder begegnen könnte, das beginnt vor seiner Haustür, betrifft ihn selbst und wird ihm auf diese Weise begreiflich und verständlich. So beginnt zum Beispiel die Erd- und Landschaftsgeschichte nicht mit langen Erörterungen über die südwestdeutsche Schichtstufenlandschaft oder dergleichen, sondern ganz schlicht mit dem Satz: *Die Landschaft um Donzdorf ist aus Kalkstein (Jura-kalk) aufgebaut*, um dann sehr bald über die Beschreibung sehr anschaulicher Blockbilder zu nachvollziehbaren Exkursionen in der vertrauten Umgegend zu führen. Ganz ähnliche Beobachtungen lassen sich auch bei den anderen Kapiteln machen: Sie stellen ihren Gegenstand für diejenigen dar, die mit ihm umgehen. Hintergründe und über-

örtliche Zusammenhänge werden berücksichtigt – aber nur dann ausführlich abgehandelt, wenn es «vor Ort» nötig ist.

Nicht wenige Orts- und Heimatbücher verdanken ihr Entstehen der Arbeit eines interessierten Lehrers, der zunächst Unterlagen für seinen heimatkundlichen Unterricht zusammentrug und dann auch sonst alles sammelte, was er über seinen Ort finden konnte. Solche Sammlungen sind meist sehr umfangreich, weil sie nicht unter bestimmten Gesichtspunkten und Fragestellungen entstanden sind, sondern sich oft auf eine gewisse Vollständigkeit eingelassen haben. Bearbeiter, die aus solchen Sammlungen dann Heimat- oder Ortsbücher zusammenstellen und redigieren, können der vorgefundenen Fülle zum Opfer fallen, wenn sie nicht zu sondern und zu scheiden wagen und eher noch das Vorgefundene erhärten und ergänzen wollen durch eigene archivalische Studien. So scheint es auch dem Verfasser-Herausgeber der Ortschronik von Eningen unter Achalm ergangen zu sein:

FRANZ GEORG BRUSTGI: **Eningen unter der Achalm**. Bildnis eines altwürttembergischen Handelsortes. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1976. 504 Seiten, davon 68 (zum Teil farbige) Tafeln, Leinen.

Mit seinem Umfang und seiner Fülle an Stoff steht sich das Buch sozusagen selbst im Wege, wenn es – wie der Verfasser im Vorwort wünscht – *im besonderen ein Buch der Jugend und ein Hausbuch für die Alt- und Neubürger werden soll*: es ist eher ein Grundlagen- und Stoffbuch für den, der – etwa als Lehrer – Ausgewähltes daraus verarbeiten und weitergeben will. Es ist eine Fundgrube für den Landeskundler, der diesen wie andere Orte zum Vergleich in größerem Zusammenhang heranziehen will. Über die alltäglichen Lebensgrundlagen, über Landwirtschaft und Weinbau, über die Gewerbe, vor allem aber über den *Eninger Landhandel* mit all seinen Besonderheiten sind nicht nur die äußerlichen Daten und Fakten, sondern auch viele farbige Einzelheiten zusammengetragen und anschaulich dargestellt. Nur – zu allem gibt es immer so viel allgemeinen Hintergrund (vor allem in historischen und naturkundlichen Zusammenhängen), daß der nicht besonders Vor-Interessierte – und oft auch Vor-Informierte, schon sehr viel Geduld aufbringen muß, wenn er sich diese Fülle erarbeiten will – allein mit aufmerksamem Lesen ist es da kaum getan.

Auf ähnliche Weise entstanden, aber doch um einiges zugänglicher, um vieles anspruchsloser:

CLAUS ANSHOF (Hg.): **Gammelshausen. Dorf am Albrauf** zwischen Köpfler und Lotenberg. Gemeinde Gammelshausen 1976. 126 S., zahlreiche Abbildungen, Halbleinen. Grundlage sind die vom Ehrenbürger der Gemeinde Oberlehrer a. D. EUGEN RAU zusammengetragenen Materialien. Da werden die wechselvollen Entwicklungen der herrschaftlichen Verhältnisse (ZILLENHART, DEGENFELD; Religionswechsel der Herrschaft 1681, rund 90 Jahre bayrische Oberhoheit) recht lebendig geschildert, vor allem aber werden viele konkrete Einzelheiten über Lebensweise und wirtschaftliche Bedingungen in vergangenen Zeiten so mitgeteilt, daß der heutige Dorfbewohner sie sich anschaulich vergegenwärtigen kann. Daß bei einem

so angelegten Heimatbuch auch einige Geschichten und Anekdoten, die man im Dorf erzählt, nicht fehlen dürfen, versteht sich von selbst.

Nichts von Geschichten, keine Anekdoten, sondern nur Fakten, Zahlen, Namen und harte, nicht immer erfreuliche Tatsachen vermeldet

WERNER HAUPT: **Chronik Neustadt**. Teil 2: 1918 – 1974. Herausgegeben von der Stadt Waiblingen – Ortsteil Neustadt – 1976. 191 Seiten, einige Abbildungen, broschiert. Der erste Teil dieser Chronik wurde 1972 veröffentlicht. Dieser zweite «bewältigt» die jüngste Vergangenheit bis zur Eingemeindung nach Waiblingen. Eine nicht ganz untypische Entwicklung für den mittleren Neckarraum: in die landwirtschaftlich bestimmte Gemeinde kommt mit dem 2. Weltkrieg Industrie, sie bleibt dort, entwickelt sich weiter. Flüchtlinge und Vertriebene ziehen zu, weitere Entwicklung der Industrie, Ausweitung der Siedlung, Rückgang der Landwirtschaft. Man wünschte sich, die im Zeitablauf dargebotenen statistischen Unterlagen würden gelegentlich zu einer Übersicht zusammengefaßt, um die Entwicklung noch anschaulicher darzustellen! Überraschend, mit welcher Unbefangenheit und Deutlichkeit die Zeit des Nationalsozialismus abgehandelt wird. das sprunghafte Ansteigen der NS-Stimmen bei den Wahlen, die Gleichschaltung, die Auseinandersetzungen zwischen Kirche und Partei, die Mobilisierung für den Krieg – das ist noch selten in einer Ortschronik so selbstverständlich und so in allen Details ausgebreitet worden. Aber nur so ist es für die jüngere Generation möglich, sich ein Bild des Lebens in dieser Zeit zu machen. Ausführliche Literaturverzeichnisse, Quellenangaben und Register (zugleich auch für Teil 1) bereichern diese Chronik und erleichtern die Benützung.

Wenn auch die Selbständigkeit dahin ist: Scharnhäuser bewahrt auch als Teil der Großen Kreisstadt Ostfildern seine Eigenständigkeit. So könnte man das Motto formulieren für

HERMANN VIETZEN: **Scharnhäuser**. Aus siebenhundert Jahren Ortsgeschichte. Wegra-Verlagsgesellschaft Stuttgart 1976. 132 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 1 Kartenbeilage. Leinen DM 15,-.

Durchgehend wird das Besondere des Körschtalortes betont: Von der geologischen Berühmtheit des Scharnhäuser Vulkanschlotes über das Schloß des Herzogs KARL EUGEN bis zum königlichen Gestüt: Bei aller Vergleichbarkeit mit den Nachbarorten – man vergewissert sich des Eigenen. Der Name geht nicht – wie das vermeintlich sprechende Ortswappen vermuten läßt – auf den Ackerbau und die Pflugschar zurück, sondern auf einen Ortsherren mit dem Namen SCHARRE VON HUSEN, durch den der Ort bereits 1283 zum ersten Male sicher urkundlich greifbar wird. Aber hier wird keinesfalls nur Obrigkeitsgeschichte abgehandelt: wo immer Hinweise dafür auffindbar waren, zeichnet HERMANN VIETZEN wenigstens in Umrißlinien Bilder des Lebens in der Vergangenheit nach, Bilder, an denen die Lebensumstände – besonders auch wirtschaftliche und andere Abhängigkeiten – erkennbar werden. In neuerer Zeit wird die Entwicklung zur Arbeiterwohnge- meinde nachgezeichnet und der Übergang zu demokrati-

schen Verfahrensweisen auch in den Gemeinden. Seltsam abstrakt und unpersönlich dagegen spiegelt sich der Einbruch des Nationalsozialismus – erst mit Kriegsbeginn kommen dann wieder – wenn auch düstere – Farben ins Bild. Der Rest dann: Aufzählung der Leistungen und Erfolge im Wiederaufbau und danach, fast zu lesen wie ein kommunaler Rechenschaftsbericht.

Hinter schlichtem Titel verbirgt sich Vielschichtiges:

**976–1976 Tausend Jahre Sulzdorf.** Herausgegeben von der Stadt Schwäbisch Hall, Bezirksamt Sulzdorf 1976. 357 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Leinen.

Die Themen der vierzehn Kapitel dieser Ortschronik reichen von einer Untersuchung *Zum Namen Sulzdorf* (von HANS JÄNICHEN) bis zu *Sitte, Brauch und Aberglaube* (von dem auch sonst noch vertretenen Rektor FRITZ FÄRBER). Dazwischen finden sich vor allem eine Reihe von historischen Kapiteln (u. a. von KUNO ULSHÖFER und GERHARD WUNDER), eine besondere kirchliche Ortsgeschichte (in der auch das 3. Reich wesentlich ausführlicher und deutlicher stattfindet als in der politischen!) und Abhandlungen über Schule, Landwirtschaft, Vereinsleben, Heimatvertriebene sowie ein unverhohlen als *Anzeigen im redaktionellen Teil* aufgemachtes – und entsprechend wenig informatives Kapitel über *Handel und Gewerbe*. Es ist schwer, aus den vielen Teilaufnahmen ein Gesamtbild zu gewinnen: die Redaktion dieses Bandes scheint sich wenig Mühe gegeben zu haben, die Beiträge unter einen Hut und die Kapitel in eine gewisse Zusammenordnung zu bringen. Wer jedoch das Suchen nicht scheut, wird für Sulzbach und überhaupt für das Umland von Schwäbisch Hall und auch zur allgemeinen Landeskunde immer wieder auf interessante Einzelheiten stoßen.

Die Sichtung und der Vergleich so vieler, so verschiedenartiger Ortsbücher, Heimatbücher und Ortschroniken gibt Anlaß zum Nachdenken: Wie kann es halbwegs sichergestellt werden, daß Gemeinden an Autoren gelangen, die ihnen halbwegs angemessene Ortsbilder entwerfen? Gibt es die Möglichkeit, Rat und Hilfe zu holen? Oder sollte doch besser alles dem freien Spiel der Kräfte und dem Zufall überlassen werden?

Willy Leygraf

## Kunstgeschichtliches

HERBERT HOFFMANN: **Museum Biberach.** Katalog der Städtischen Sammlungen (Braith-Mali-Museum) Biberach an der Riß. Gemälde und Skulpturen bis 1900 (Band IIIa), bearbeitet unter Mitarbeit von KURT DIEMER. Herausgegeben von der Stadt Biberach an der Riß (Städtische Sammlungen) 1975. 300 Textseiten und zahlreiche, zum Teil farbige Tafeln. Pappband DM 30,-.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts haben die Maler ANTON BRAITH und CHRISTIAN MALI der Stadt Biberach eine umfangreiche Gemäldesammlung vermacht. Im Laufe der Jahrzehnte wurde sie ständig vergrößert. Heute zählt das Braith-Mali-Museum etwas mehr als 6000 Gemälde und Zeichnungen – jedoch nur 550 Exponate können gezeigt werden. Diese sind seit kurzem in einem wissenschaftlichen Katalog erfaßt worden.

Der Biberacher Oberbürgermeister CLAUDIUS-WILHELM HOFFMANN fordert im Geleitwort zum Katalog ein *dynamisches Museum*, das tätig in die Erziehung des Publikums eingreife. Das ist ein großer Anspruch. Er zielt auf eine pädagogische Reflexion des Museumsbestandes und auf didaktische Initiativen des Museumspersonals. Dafür braucht man einen in dieser Perspektive bearbeiteten Katalog. Der Tübinger Konservator HERBERT HOFFMANN hat ihn nach jahrelanger Arbeit fertiggestellt. Er verzeichnet die Skulpturen und Gemälde vom späten Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. Die Kunst ab 1900 sowie die Abteilungen *Kunsth Handwerk* und *Heimatkunde* sind noch nicht erfaßt worden. Die Einteilung ist übersichtlich: Schnell hat man sich zwischen kunstgeschichtlichen Epochen und Schwerpunkten des Museums zurechtgefunden. HERBERT HOFFMANN hat sich die Mühe gemacht, jedes einzelne Werk vorzustellen. Man erfährt genaues über Datierung, Technik und Herkunft – ja sogar die Literatur, die über ein Objekt erschienen ist, wurde sorgfältig verzeichnet. Dann aber, und das ist wohl die überzeugendste Leistung, wurde jedes Gemälde und jede Skulptur ausführlich beschrieben und interpretiert. Viele Museumsbesucher werden sicherlich dankbar sein, daß kunsthistorische Selbstverständlichkeiten wie *Goldene Pforte* oder *Verkündigung an Joachim* thematisch genau erläutert werden. Der Katalog, übrigens in handlichem Format und ansprechender Aufmachung, wird auch als Arbeitsbuch für Lehrer oder Kunsthistoriker wertvolle Dienste leisten können. Am Schluß ist ein ikonografisches Verzeichnis angeführt: Sämtliche Kunstwerke sind stichwortartig nach Bildthemen aus Geschichte, Legende, Bibel und antiker Mythologie aufgeschlüsselt.

Ehrenfried Kluckert

WERNER FLEISCHHAUER: **Die Geschichte der Kunstammer der Herzöge von Württemberg in Stuttgart.** (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Forschungen, 87. Band.) W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart, 1976. 154 Seiten, 62 Abbildungen, 4 Farbtafeln, genealogische Übersicht. Broschiert DM 30,-, Leinen DM 35,-.

Für die genaue Kenntnis der bedeutenden Sammlungen des Landes, allen voran der des Württembergischen Landesmuseums, ist eine Geschichte der Kunstammer unentbehrlich. Gleichwohl: die Historiker sind bisher noch nicht dazugekommen; Bemerkungen, die sich stets auf die Herkunft einzelner Stücke beziehen und lapidar «Aus der Kunstammer» lauten, haben nur zu einzelnen Arbeiten geführt, die einer Teilsammlung, ja nur einem einzelnen Stück gegolten haben.

Für die Kunst-, Kultur- und Wissenschaftsgeschichte unseres Landes ist die Veröffentlichung FLEISCHHAUERS ein Meilenstein, denn sie gibt erstmals, von Herzog FRIEDRICH ausgehend, einen breiten und starken Leitfaden durch die Wirrnisse der Anreicherungen, die im Laufe der Jahrhunderte die Kunstammer zu einer bedeutenden Sammlung reifen ließen. FLEISCHHAUERS Buch ist sicherlich keine leichte Lektüre, wenn man von einem vorwärtstreibenden Abriß ausgeht, aber sie ist, bei aller Liebe zu Details und

zur Publikation von Inventaren u. ä. eine verlässliche, mehr zum Nachschlagen bestimmte Aufreihung einer Geschichte, die unter Herzögen und Königen spielt und uns über die Kunst- und Kulturfreudigkeit unserer einstigen Herrscher ein eminent wichtiges Zeugnis liefert. Daß man dabei die erste Erwähnung der Kunstammer einem so hochbedeutenden Mann wie JOHANNES KEPLER verdankt, der von einer *Camera raritatis*, was anderwärts als Wunderkammer eingestuft wurde, spricht, das zeugt von einer hohen, traditionsreichen Verpflichtung. Die Abbildungen stellen vielfach bekanntes Ausstellungsgut dar, sie ergänzen den historischen Ablauf und machen mit den Cime-lien der Kunstammer bekannt.

Wolfgang Irtenkauf

**KURT SCHAAL: Die Stadtpfarrkirche St. Martin zu Biberach.** Untersuchungen zu ihrer Baugeschichte bis 1584. Gesellschaft für Heimatpflege (Kunst- und Altertumsverein) Biberach 1976. 79 Seiten. Zahlreiche Abbildungen. Leinen DM 20,-.

Die aus dem 15. Jahrhundert stammende St.-Martins-Kirche in Biberach wurde im 18. Jahrhundert umgebaut. Bis heute hat sich der barocke Eindruck erhalten. KURT SCHAAL versucht, den gotischen Bau der Martinskirche zu rekonstruieren. (Gotisches erkennt man heute lediglich in den Strebebfeilern des Außenbaues.) Während der Renovierungsarbeiten in den Jahren 1964 bis 1967 ergaben sich einzigartige Gelegenheiten, hinter den barocken Verputz zu schauen. Hinzu kamen umfangreiche archivalische Studien, so daß langsam der alte Bau der Kirche hervortrat. Als das wichtigste Dokument darf wohl die Brandtafel von 1584 gelten. Sie besteht aus drei Bildern, die die Pfarrkirche vor dem Brand, das Ausmaß der Beschädigungen und den bald darauf erfolgten Wiederaufbau zeigen. Auf der Tafel ist ebenfalls das Baujahr der Kirche zu lesen: 1110. Obwohl dieses Datum seither von allen Biberacher Chronisten angenommen wurde, zweifelt SCHAAL an seiner historischen Grundlage: *Bis jetzt (konnten) noch keine Spuren einer solchen älteren Kirche, auf die das Baujahr 1110 zutreffen könnte, gefunden werden.* Dieses Argument scheint nicht stichhaltig zu sein, da SCHAAL selbst mögliche Spuren entdeckt hat: Im Chor wurde z. B. eine aus Ziegelsteinen gemauerte Treppenanlage, von der noch teilweise drei Stufen zu sehen waren, aufgedeckt. Im östlichen Teil des Langhauses kam eine ähnliche Stufenanlage zutage. Zweck und Herkunft – so SCHAAL – bleiben ungeklärt. Auch dann noch, so möchte man fragen, wenn der Autor einen Zusammenhang mit dem Datum 1110 hergestellt hätte?

Das Ausklammern einer so wichtigen Frage verwundert, da SCHAAL sonst mit einer bestechenden Präzision die historische Rekonstruktion durchgeführt hat.

KURT SCHAAL hat die wichtige Aufgabe, Spuren der heimatischen Geschichte zu vermitteln, erfüllt. Das wird besonders deutlich, wenn er das gotische Westwerk im Zusammenhang mit anderen schwäbischen Kirchen analysiert – etwa der Reutlinger Marienkirche oder dem Ulmer Münster. Hier stellt er ein interessantes Ergebnis vor: Nicht Ulm, sondern Reutlingen war Vorbild für Biberach.

Als in Ulm der ursprüngliche Bauplan zugunsten der eintürmigen Anlage geändert wurde, war der Biberacher Bau schon nahezu abgeschlossen. Zu diesem Zeitpunkt aber war die Reutlinger Marienkirche längst erbaut.

Ehrenfried Kluckert

**LOUIS BRAUN. Ein Blick in seine Skizzenbücher.** Herausgegeben vom Verein Alt Hall e. V., Schriftleitung DR. KUNO ULSHOFER. Stadtarchiv Schwäbisch Hall 1976. 85 Seiten, 70 Abbildungen. Broschiert DM 16,-.

LOUIS BRAUN ist ein Vertreter der deutschen Historienmalerei im 19. Jahrhundert. Er lernte in Paris bei VERNET. Berühmt wurde BRAUN durch seine Panoramen – riesige naturalistische Rundgemälde, die in eigens dafür errichteten Bauwerken aufgestellt wurden. So entstanden in Zusammenarbeit mit anderen Künstlern *Die Schlacht bei Sedan* oder *Bredows Todesritt*. Diesen Panoramen gingen exakte Studien voraus. BRAUN suchte Archive auf, befragte Augenzeugen und skizzierte fast fotografisch genau seine Eindrücke und Informationen. Seine Skizzenbücher bieten vorwiegend ausgefeilte Detailzeichnungen. Davon wurden 70 Skizzen ausgewählt und in dem handlichen Paperback großzügig abgebildet: Veduten, Tierbilder, Menschen auf der Straße, Uniformen und Gewehre – das ist sein Skizzenrepertoire. Beim Durchblättern fällt es nicht schwer, aus diesen Schwarz-Weiß-Grau-Fragmenten im Geiste ein buntes Historienbild zu konstruieren. Besonders reizvoll sind die impressionistisch hingestrichelten Bäume und Sträucher; manchmal sind sie von Menschen umlagert. Manche Bildpartien sind lediglich durch einen flüchtigen Strich angedeutet, andere rücken näher an den Betrachter heran, manche Gegenstände sind bis ins kleinste Detail nachgezeichnet. Auf diese Weise ergänzen sich Gesamtzusammenhang und Detailgenauigkeit. BRAUNS Skizzen sollten nicht nur als Vorstudien zu Historienbildern angesehen werden. Zweifellos sprechen sie auch für sich: Man lernt ein Stück württembergischen und bayerischen Alltag des 19. Jahrhunderts kennen.

Ehrenfried Kluckert

## Literarisches

**Der Tübinger Reim-Faust von 1587/88.** Aus dem Prosa-Volksbuch *Historia* von D. Johann Fausten (1587) in Reime gebracht von JOHANNES FEINAUG. Faksimiledruck des einzigen vollständigen Exemplars in der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen. Zum 500. Gründungsjubiläum der Universität Tübingen herausgegeben, mit einem Nachwort und Texterläuterungen von GÜNTHER MAHAL. Jürgen Schweier Verlag, Kirchheim/Teck, 1977. Leinen.

Ein umständlicher Titel – aber angemessen der Entstehungszeit der Druckvorlage und der etwas komplizierten Überlieferungsgeschichte. GÜNTHER MAHAL hat das jetzt ins Reine gebracht und aus Andeutungen, Vermutungen, Konjekturen und Kombinationen eine plausible Geschichte dieses *Tübinger Faust* herausdestilliert. Kurz zusammengefaßt: 1587 erschien auf der Frankfurter Herbstmesse das Volksbuch von D. Faust – und war ein Verkaufserfolg. Der Tübinger Drucker und Verleger ALE-

XANDER HOCK wollte daran partizipieren durch die Ausgabe einer gereimten Fassung. Diese stellte – wie MAHAL jetzt wohl endgültig glaubhaft gemacht hat – der aus Stuttgart stammende Tübinger Magister JOHANNES FEINAUGHER – und zwar in einem eiligen Alleingang. Nur ein einziges vollständiges Exemplar blieb erhalten, eben das hier reproduzierte Kopenhagener. Der Grund: Verleger, Drucker und Autor gerieten in die Mühlen der Tübinger Universitätsjustiz und in den Karzer. Nicht etwa wegen des unchristlichen Inhalts ihrer Publikation, dagegen hatten sie sich abgesichert durch eine moralisierende Einleitung und ebensolche Marginalien. Nein, sie hatten es versäumt, die Verbreitungserlaubnis einzuholen, für die damals die Universität zuständig war. Verdienst des Herausgebers ist es, den Text des Reim-Faust wieder leicht zugänglich gemacht zu haben. Mit seinen Erläuterungen zur Text- und Überlieferungsgeschichte und den präzisierenden Erörterungen über den Autor dieser sprachlich deutlich in Schwaben angesiedelten Reimfassung sowie über das Verfahren, das zur Inhaftierung der Übeltäter und Konfiskation der Auflage führte, hat er einen originellen Beitrag zum Tübinger Universitätsjubiläum erbracht. Willy Leygraf

Bei der Beurteilung von Literatur und ganz besonders von Lyrik wird immer wieder unterschieden zwischen «hoher Kunst» und dem Trivialen oder zwischen dem Allgemeingültigen und dem Privatistischen. Solche Unterscheidung würde Literatur möglicherweise einengen auf das, was von einem kleinen elitären Kreis gemacht, gelesen und rezensiert wird. Solche Aufteilung läßt ganze Gruppen von Autoren – und deren Arbeiten – achtlos beiseite. Zum Beispiel alle diejenigen, die noch nicht allgemeine Aufmerksamkeit gefunden haben, eine Reihe von älteren Autoren, die sich nicht an jede Aktualität angehängt haben und über der Bemühung um Treue zu sich selbst ins Abseits geraten sind. Und all diejenigen, die nicht auf dem großen Markt gehandelt werden, sondern in einem umgrenzten Kreis von Lesern ihr deshalb nicht unbedingt kleines Publikum finden. In den weiteren Umkreis der hier flüchtig charakterisierten Art von Literatur gehören auch die im folgenden anzuzeigenden Neuerscheinungen:

MAX RIEPLE: **Der Ton im Flötenrohr. Gedichte.** Mit Zeichnungen von WALTRAUT FRICK-KIRCHHOFF. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart und Aalen, 1977. 88 S., Leinen DM 19,80. Der Autor ist vor allem als Reiseschriftsteller bekanntgeworden. Seine Gedichte knüpfen an Erlebnisse und Beobachtungen an, reflektieren die Beziehung des Autors zu dem, was ihm begegnet. Sie lassen sich in keine literarische Zeitströmung einordnen. Aber Zeile für Zeile lassen sie den gebildeten, feinsinnigen Autor erkennen und seine Sicherheit im Umgang mit Sprache. Die Gedichte des heuer 75jährigen dürften ihr Publikum vor allem durch Anklang und Resonanz finden: sie sprechen den Gleichgesinnten an.

Es gibt mancherlei Parallelen zwischen dieser Gedichtsammlung und der einer Autorin aus der jüngeren Generation:

OTTI LOHSS: **Blüten im Wind.** Verlag UNI-Druck, München, 1976. 94 Seiten, broschiert DM 13,80.

Auch hier das unablässige Bemühen um Übereinstimmung mit sich selbst, die Gegenwärtigkeit des Persönlichen in allen Gedichten, das für viele im vollen Wortsinne ansprechende der Themen und Texte. Unverkennbar ist dagegen der Unterschied der Generationen, der sich nicht zuletzt im unmittelbaren Engagement für Gegenwärtiges äußert, im engen Anschluß auch an Betroffenheit aus Erlebnissen des Tages, der Zeit. Und weiter nicht zu übersehen: die Autorin als Frau. Nicht feministisch, auch nicht von einer abgestanden-betulichen Fraulichkeit, die sich selbst immer nur die zweite Rolle gönnt. Nein, ganz selbstverständlich; der Berufungen auf HILDE DOMIN, INGEBORG BACHMANN, ROSWITHA VON GANDERSHEIM, NELLY SACHS, GETRUDE STEIN hätte es da gar nicht bedurft. Das gehört ebenso zu dem Rankenwerk, das das Lektorat der Autorin vielleicht hätte ausreden sollen, wie auch z. B. die meisten *Aphorismen*, die zwar das redliche Nachdenken der Autorin erkennen lassen, weithin aber noch keine (literarische) Form gefunden haben.

Johannes Wallstein

FRIEDRICH THEODOR VISCHER: **Freiheit des Geistes.** Herausgeber: FRANZ GEORG BRUSTGI. 228 Seiten. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1976. Leinen DM 25,-.

Einer ausführlichen, vorwiegend biographisch gehaltenen und reich mit Zitaten veranschaulichten Einleitung folgen rund 190 Seiten Zitate aus Werken und Briefen VISCHERS; knappe, aphoristische Anmerkungen zum Teil, dann aber auch wieder größere Abschnitte – diese freilich immer wieder einmal vom Herausgeber gekürzt.

Die Ordnung der Texte ist nicht chronologisch nach der Biographie oder nach VISCHERS Schriften vorgenommen worden, sondern nach Themen. Das reicht von *Gott, Religion, Philosophie, Wahrheit über Ich, Volk und Staat, Politik, Deutsches Wesen und Schicksal* und *Humor und Weisheit* bis zu *Tapferes Leben* und *Besinnung und Selbsterkennen*. Man merkt: hier soll VISCHER würdig eingereiht werden unter die Großen, unter die mit Tiefgang und Höhenflug.

In der Einleitung wird THEODOR HEUSS zitiert: *Er – also VISCHER – war. . . der kritische, der begeisternde und der verdammende Essayist, der das Bewußtsein der Nation erreichte. Lessings Erscheinung vergleichbar . . . , ihm auch verwandt in dem kämpferischen Elan, in der Kraft der deutlichen Sprache, auch in der Mischung von schöpferischer Unmittelbarkeit und wacher Bewußtheit.* – Aber was fang ich angesichts so geweckter Erwartungen mit dem einzeiligen Zitat aus *Auch Einer an Schmach den Seelen, die nichts von der Ehre einer Nation wissen!*, das mir in der Rubrik *Ich, Volk und Staat, Politik* angeboten wird? Wenn der Herausgeber wenigstens ver raten würde, wo's genau steht, damit ich nachsehen kann, wie's gemeint ist! Aber das tut er an keiner Stelle. Nicht bei den zurechtgekürzten, nicht bei den herausgerupften Zitaten. Man kommt sich beim Umgang mit diesem Buch vor, als würde man wahllos in allen möglichen Schriften von VISCHER blättern, so zufällig zusammengestellt ist das, was hier einander folgt auf allen Seiten. Und dabei führt der Herausgeber doch einen Satz aus einem Brief

von VISCHER an DAVID FRIEDRICH STRAUSS an, den er selbst hätte beherzigen sollen: *Mit Herumblättern lernt man einen Dichter nicht kennen.* (Seite 112).

Willy Leygraf

## Weitere Titel

HOHENLOHER DRUCK- UND VERLAGSHAUS: **Staufer-Kalender** (Ausgabe B). DM 19,80. – Diese Ausgabe ohne Kalendarium macht die Zusammenstellungen von alten Postkarten, auf denen Burgen der Staufer aus ganz Europa dargestellt sind, auch als Wechselwandschmuck für denjenigen interessant, der sich längst für einen anderen Kalender entschieden hat. Ein Beitrag zur Geschichte der Staufer, zugleich aber auch zur Kulturgeschichte der Ansichtskarte.

**Stauferstädte in Baden-Württemberg.** Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Stadtgeschichtsforschung, Stadtsoziologie und städtische Denkmalpflege e. V., Konrad Theiss Verlag, Stuttgart und Aalen, 1977. 176 Seiten, eine Stammtafel. Kartonierte DM 1,50. Enthält neben historischen Abrissen zu den alphabetisch geordneten Städten auch Hinweise auf Baudenkmale der Stauferzeit und Veranstaltungen zum Stauferjahr.

WALTER ZIEGLER (Hg.): **Stauferstätten im Stauferland.** Konrad Theiss Verlag, Stuttgart und Aalen, 1977. 48 Seiten, 23 Abbildungen. Kartonierte DM 2,50. Beschreibt die in Bildern vorgestellten Denkmale der Stauferzeit aus der Umgebung von Göppingen und Schwäbisch Gmünd.

ELISABETH GRÜNENWALD: **Das älteste Lehenbuch der Grafschaft Oettingen.** 14. Jahrhundert bis 1477. (Schwäbische Forschungsgemeinschaft bei der Kommission für bayerische Landesgeschichte, Reihe 5, Urbare u. ä., Band 2) Verlag der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft Augsburg 1976. 450 Seiten. Broschierte DM 30,-, Leinen DM 35,-. Es handelt sich um den Textband zu der gesondert veröffentlichten einleitenden Kommentierung, die in der SCHWÄBISCHEN HEIMAT 1976 (Seite 154) besprochen worden ist.

**Die Entstehung des Landes Baden-Württemberg.** Eine Dokumentation. Bearbeitet von PAUL SAUER. Herausgegeben vom Landtag von Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart 1977. 232 Seiten. Zahlreiche Abbildungen und Reproduktionen von Originaltexten. Schildert und illustriert die Geschichte des deutschen Südwestens nach dem 2. Weltkrieg bis zur Bildung des Landes Baden-Württemberg. Der besondere Wert liegt in der Veranschaulichung durch die in Text und Bild dargebotenen Dokumente.

HELMUT CLASS: **Blumhardt Vater und Sohn.** Anruf und Anstoß heute. Ernst Franz Verlag, Metzingen, 1976. 36 Seiten. Kartonierte DM 3,20. In dem hier abgedruckten

Vortrag von 1975 stellt der Verfasser mit theologischen Kategorien Beziehungen zwischen den beiden Blumhardt und der Gegenwart her. Er zitiert den jüngeren: *Wo ein bißchen Christentum ist, da gärt es. Deswegen kriegen wir auch keine ruhige Politik mehr. Seit Christus gibt es keinen ruhig sich entwickelnden Staat mehr – es gärt.*

GERHARD GÜNTHER: **Ich denke der alten Zeit, der vorigen Jahre.** AGNES GÜNTHER in Briefen, Erinnerungen, Berichten. J. F. Steinkopf Verlag, Stuttgart, 1972. 552 Seiten. Leinen DM 29,-. Der Sohn erinnert sich an seine Mutter, die Verfasserin des einst vielgelesenen Buches *Die Heilige und ihr Narr* und zitiert ausführlich Briefe aus den Jahrzehnten um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert.

THERESE KÖSTLIN: **Gedichte.** Kommissionsverlag Gerhard Hess, Ulm, 1977. 32 Seiten, 1 Porträt der Autorin. Geheftet DM 4,-. Diese knappe Auswahl von Gedichten wurde zum 100. Geburtstag der Verfasserin am 30. Mai 1977 von alten Freundinnen zusammengestellt mit dem Wunsch, diese echte Dichtung und den Namen der Dichterin THERESE KÖSTLIN der Nachwelt zu erhalten.

RETZSCH, MORITZ: **Schillers Lied von der Glocke.** Ein Bilderzyklus. Schwabenverlag Ostfildern 1, 80 Seiten, 35 Abbildungen. Ganzfolienkaschierte DM 12,80. – In unmittelbarer Anlehnung an Schillers Text hat der Dresdener Maler, Zeichner und Radierer (1779–1857) Schillers Gedicht illustriert, wobei er nach der Art seiner Zeit Figuren und Schauplätze in eine romantisch stilisierte Vergangenheit etwa des 16. Jahrhunderts versetzt. Die Radierungen wurden nach der Originalausgabe von 1833 reproduziert.

MARIA MÜLLER-GÜGLER: **Das arme Fräulein.** Erinnerungen. 235 Seiten. Gerhard Hess Verlag Ulm 1977. Leinen DM 18,80. – Nach Kindheit und Klosterschule im dritten Band nun: 1919–1924, die Jahre erster Berufserfahrungen als junge Lehrerin (Steinhausen, Munderkingen, Ehingen, Rottweil-Altstadt) und des Studiums in München. Eine aufschlußreiche Darstellung kleinstädtischer und dörflicher Lebensumstände und -maßstäbe im Oberschwaben jener Zeit. Oder: Bericht von den Erschwernissen beim Versuch, durch Emanzipation die *Furcht vor dem Leben und dem Alleingehen zu überwinden.*

FRANZ KAISER: **Im Spiegel der Kindheit.** Schwabenverlag Ostfildern 1. 80 Seiten (Großdruck). Polyleinen DM 9,80. – Der Autor (geb. 1895 in Ulm) wurde bekannt durch sein Palästina-Buch «Hier ist Heiliges Land». Jetzt erschien diese besinnliche Erzählung aus der Sicht eines alt und einsam gewordenen Mannes.

KNITZ: **Die Rahmlokomotive.** Besinnliches und Heiteres von HERMANN FREUDENBERGER. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen. 132 Seiten mit 8 Schabezeichnungen von Waltraut Frick-Kirchhoff. Leinen DM 17,80. – Ein halbes Hundert Glossen, Schilderungen, Betrachtungen. Teils ernst, teils heiter – auf jeden Fall nachdenklich und oft zum Nachdenken anregend.

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

# STARTGELD

**Unser Gewinnplan für junge Leute.**



Eines Tages wollen Sie raus. Wollen das Leben führen, das Ihnen gefällt. Vielleicht in einer eigenen Wohnung. Schaffen Sie sich das Startkapital, das Sie dazu brauchen, mit uns. Mit einem Bausparvertrag, der Ihnen viele Möglichkeiten eröffnet.

Wir können viel für Sie tun:

1. Wir beraten Sie umfassend. Über alle Vorteile beim Bausparen. Über Prämien und Steuervergünstigungen. Und über die Spargeschenke, die Sie vom Staat als Arbeitnehmer oder z. B. als Wehrpflichtiger erhalten.

Kurz: Über alle Möglichkeiten, sich finanziell freizuschwimmen. Niemand kann Sie besser beraten als wir.

2. Wir bieten Ihnen Erfahrung, Größe und Finanzkraft. Weil wir die Bausparkasse der Sparkassen sind. Deshalb sind wir auch überall in Ihrer Nähe.

Informationen erhalten Sie überall in Württemberg bei unseren örtlichen Beratungsstellen, von unseren Bauspar-Beratern sowie bei allen Sparkassen und deren Zweigstellen.



**Öffentliche  Bausparkasse**

**Bausparkasse der Sparkassen**

**Lebendige Archäologie.** Ein Kurzführer zu den restaurierten Bodendenkmälern in Baden-Württemberg. Bearbeitet vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. (Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern in Baden-Württemberg Band 4) Konrad Theiss Verlag, Stuttgart und Aalen, 1976. 172 Seiten, 121 Abbildungen und Pläne. Kartoniert DM 15,-. Alphabetisch nach Fundorten geordnete, knappe Beschreibungen der einzelnen Denkmäler. Verweise auf Beziehungen zu anderen Bodendenkmälern und auf die historischen Zusammenhänge.

KONRAD SPINDLER: **Der Magdalenenberg bei Villingen.** Ein Fürstengrabbügel des 6. vorchristlichen Jahrhunderts. Mit Beiträgen von ERNST HOLLSTEIN und EDUARD NEUFFER. (Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern in Baden-Württemberg, Band 5.) Konrad Theiss Verlag, Stuttgart und Aalen, 1976. 112 Seiten, 73 Abbildungen und Pläne. Kartoniert DM 15,-. Der frühere Ausgrabungsleiter gibt eine allgemeinverständliche Beschreibung der Ausgrabungen des Magdalenenberges und der Funde, die nun im neu eingerichteten Museum im Villingener Franziskanerkloster zugänglich sind.

**1000 Jahre Heiligkreuzkirche Bergen.** Herausgegeben von Pfarrer KLEMENS BIGLER, Neuburg-Bergen. 62 Textseiten, zahlreiche Abbildungen. Geheftet. – Bescheiden aufgemacht, aber großzügig im Angebot an Information nicht nur aus der Chronik des ehemaligen Benediktinerinnenklosters bei Neuburg a. d. Donau, sondern auch aus der Wirtschaftsgeschichte, aus Kunstgeschichte und Volksfrömmigkeit.

JOCHEN HÖLZINGER und MARTIN MICKLEY (Hg.): **Existenzbedrohte Landschaften:** Donaumoos und Auenwälder zwischen Ulm und Dillingen – Illertal zwischen Vöhringen und Ulm. Umweltschutz in Baden-Württemberg Band 3. Im Selbstverlag der Ornithologischen Arbeitsgemeinschaft Ulmer Raum Oberelchingen 1974. 248 Seiten, 22 Abbildungen, eine Übersichtskarte, broschiert.

BRUNO GRÄFF und HERBERT SPEGELE: **Wörterbuch des Umweltschutzes.** Begriffe, Erläuterungen, Abkürzungen. Kosmos Gesellschaft der Naturfreunde, Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart, 1972. 144 Seiten, broschiert.

WOLFGANG BECHTLE: **Stuttgart für Naturfreunde.** Ein Stadtführer mit 120 Farbfotos. Kosmos. Gesellschaft der Naturfreunde, Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart, 1977. 72 Seiten. Kartoniert DM 8,80. Von der Geologie (Aus welchen Steinen sind die Stuttgarter Bauten und Denkmäler?) bis zu den Besonderheiten aus Tier- und Pflanzenwelt in der Wilhelma oder in Hohenheim. Vielfältig und anregend für Einheimische wie für Besucher.

**Mineralien-Magazin.** Die Zeitschrift für alle, die Freude an Mineralien und Fossilien haben. Herausgeber Werner Weidert, Redaktion SILVIA TEUBNER. Diese neue Zeitschrift (Heft 1: 48 Seiten, Jahresbezugspreis für 6 Hefte: DM 40,80) erscheint seit Anfang 1977 im Kosmos Verlag – Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

FRANZ GEORG BRUSTGI: **Alb-Fibel.** Kleine Chronik und ABC der Landschaft der Schwäbischen Alb. 64 Seiten, 12

Abbildungen nach alten Stichen. Rosgarten-Verlag Konstanz. Pappband. DM 7,50. Historisches, Geographisches, Volkskundliches über die Alb – knapp und konzentriert, viel und vielerlei Information, auch geeignet, *den lieben Nichtschwaben den Besuch schmackhaft zu machen.*

WALTER PFLUGER und HERMANN STRENG: **Schwäbisches Rundwanderbuch.** J. Fink Verlag Stuttgart. 2. verbesserte und überarbeitete Auflage 1976. 196 Seiten mit Illustrationen von Werner Schmidt, maßstäbliche Wegeskizzen, Übersichtskarte. Flexibler Kunststoffeinband DM 13,80. – Kleine Wanderungen, Halbtagswanderungen und Tageswanderungen – insgesamt 22 – zwischen Mergentheim und Tettang, zwischen Bopfingen und Schramberg.

HERMANN STRENG: **Burgen, Schlösser und Ruinen im Tuttlinger Raum** (Tuttlinger Heimatblätter, Neue Folge 39). Herausgegeben von der Stadtverwaltung Tuttlingen 1976. 136 Seiten, zahlreiche Zeichnungen und Grundrisse. – Fast einhundertfünfzig Schanzen, Burgställe, feste Häuser, Burgen, Schlösser werden nach Lage, Geschichte und Erhaltungszustand knapp, aber hinreichend beschrieben.

**Kreis- und Freizeitkarten** aus dem Städte-Verlag E. v. Wagner & J. Mitterhuber, Stuttgart-Bad Cannstatt. Maßstab 1:75 000. – Mit Angabe von Freizeiteinrichtungen und (sparsamen) Textinformationen am Kartenrand – aber keine qualifizierenden Hervorhebungen für Sehenswürdigkeiten, besonders empfehlenswerte Freizeitangebote, schöne Strecken und ähnliches.

RICHARD TUCHLE: **Kreuz und quer durch den Schwarzwald.** Die Höhen- und Querwege des Schwarzwaldvereins. Verlag Moritz Schauenburg, Lahr/Schwarzwald, 1976. 64 Seiten, kartoniert DM 5,-. Angaben der Routen, Etappen, Wegstrecken, Höhenlagen, dazu knappe Hinweise auf wichtige Orte und Plätze am Wege.

WERNER MARTIN DIENEL: **Fahren – Schauen – Wandern. Reiseführer für den Landkreis Schwäbisch Hall.** Herausgegeben vom Landkreis Schwäbisch Hall. Wettin-Verlag, Kirchberg/Jagst. 128 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Außer einer Beschreibung des Landkreises in Stichworten, vor allem touristische Hinweise sowie zahlreiche Fahrt- und Wandervorschläge. Wendet sich vor allem an Besucher von auswärts, die im Landkreis Schwäbisch Hall Urlaub machen oder ihn sonst näher kennenlernen wollen.

HEINZ WOLPERT (Hg.): **Taschenliederbuch.** Eine Auswahl der schönsten deutschen Volks- und Wanderlieder. Mit einem Vorwort des Vorsitzenden des Schwäb. Albvereins e. V. Prof. Dr. H. SCHÖNNAMSGRUBER. Verlag Karl Knödler, Reutlingen, 1976. 232 S., flexibler Kunststoffeinband.

HUGO BAUMANN: **Das grüne Liederbuch.** 330 Liedertexte und Kanons. Verlag Vereinigte Buchdruckereien August Sandmaier & Sohn, Bad Buchau am Federsee. 192 Seiten, Ganzkunstlederband mit Goldprägung DM 7,-. Diese beliebte Sammlung von Liedertexten speziell für Naturfreunde, Jäger und Forstleute (aber auch für alle anderen Sänger) ist nun – 20 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen – in dieser 6. Auflage wieder greifbar.

# Glückliches Land

## REPUBLIK IM STAUFERLAND BADEN- WÜRTTEMBERG NACH 25 JAHREN

Herausgegeben von  
Theodor Eschenburg und  
Ulrich Frank-Planitz

Deutsche Verlags-Anstalt

Theodor Eschenburg  
Ulrich Frank-Planitz  
**Republik im Stauferland**  
Baden-Württemberg  
nach 25 Jahren  
236 Seiten und  
81 Abbildungen, DM 39,80

Otto Rombach *Glückliches Land*  
*am Bodensee und Neckar*  
*zwischen Ries und Rhein*



Otto Rombach  
**Glückliches Land**  
Am Bodensee und Neckar,  
zwischen Ries und Rhein  
160 Seiten und  
40 Abbildungen, DM 45,-

Hermann Fürst von Pückler-Muskau  
ANDEUTUNGEN  
ÜBER  
LANDSCHAFTSGÄRTNEREI

Mit einem Geleitwort von  
Graf Lennart Bernadotte  
und einer Einleitung von  
Albrecht Kruse-Rodenacker



Hermann Fürst  
von Pückler-Muskau  
**Andeutungen über**  
**Landschaftsgärtnerei**  
155 Seiten mit 46 Ansichten  
und 4 Grundplänen nach  
dem Atlasband der Erst-  
ausgabe von 1834. DM 48,-

Für eine Schutzgebühr  
von DM 2,- in Brief-  
marken senden wir  
Ihnen gerne unsere  
Leseprobensammlung  
»vorabbuch«.  
Deutsche Verlags-Anstalt  
Postfach 209,  
7000 Stuttgart 1

Deutsche  
Verlags-Anstalt

**dva**

# Spätestens am 30. Juni,



bevor Sie in Urlaub fahren – gehen Sie zuerst auf  
einen Sprung zu Ihrer Sparkasse. Wenn Sie dort  
noch bis 30.6. einen Prämiensparvertrag  
abschließen, können Sie Zinsen und Prämie fürs  
ganze Jahr mitnehmen und sehen Ihr Geld ein  
halbes Jahr früher wieder. Aber, wie gesagt:  
am 30.6. fährt der Zug ab! Sie wollen doch nicht  
den Anschluß verpassen?



wenn's um Geld geht  
**Sparkasse**

## Nostalgisches (?) zum Tag der Umwelt am 5. Juni 1977

Im Juni 1912 fand in Stuttgart der Internationale Heimatschutztag statt. In der Festaussgabe der *Mitteilungen des Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern* (dem Vorgänger des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES) stellt der damalige stellvertretende Vorsitzende Dr. CARL JOHANNES FUCHS, Professor der Volkswirtschaftslehre an der Universität Tübingen, Überlegungen an, die bis heute nichts von ihrer Aktualität verloren haben:

«Internationale Heimatschutzkongresse» scheinen ein Widerspruch in sich zu sein: kann man denn etwas so Nationales wie den Heimatschutz international betreiben? Gewiß sind die Mittel und Wege im einzelnen in jedem Land verschieden, allein das ganze große Problem des Heimatschutzes ist doch in allen modernen Kulturstaaten ein und dasselbe: es ist der Kampf mit dem rücksichtslos das Gewordene und seine Schönheit zerstörenden Kapitalismus, der in letzter Linie bei allen Fragen des Heimatschutzes zu Grunde liegt. Diese Entwicklung aber ist in allen modernen Industriestaaten heute nur graduell verschieden, im wesentlichen aber gleich. Überall handelt es sich darum: soll die Freiheit des Eigentums, wie sie vor allem durch das römische Recht begründet worden ist, eine schrankenlose auch in der Hinsicht sein, daß der Eigentümer einer Sache rücksichtslos alte Kultur und Schönheitswerte zerstören darf, welche von großer Bedeutung für die Gesamtheit oder eine kleinere oder größere Gruppe von anderen Menschen sind? Gewiß besteht nicht immer und in allen Dingen ein Gegensatz zwischen Heimatschutz und Wirtschaft – vor allem nicht zwischen Heimatschutz und Volkswirtschaft: wenn wir das volkswirtschaftliche Interesse streng vom privatwirtschaftlichen Interesse unterscheiden, wo beide einander widersprechen, so wird es sich in vielen Fällen mit den Forderungen des Heimatschutzes decken. Wie

eine entwickelte Volkswirtschaft den im privatwirtschaftlichen Interesse Einzelner liegenden «Raubbau» in technischer Beziehung nicht dulden kann, weil sie nicht nur den Gewinn des Tages, sondern auch den Bedarf der Zukunft im Auge haben muß, so auch hier auf vielen Gebieten. Aber schon um dieses volkswirtschaftliche Interesse, wo es im Gegensatz zum privatwirtschaftlichen steht, diesem gegenüber voll zur Anerkennung zu bringen, sind noch erhebliche Änderungen und Fortbildungen auf dem Gebiet des Privatrechts, ebenso wie des öffentlichen Rechtes erforderlich. Und dann gibt es doch ebenso unbestreitbar große Interessen, wo Heimatschutz und Volkswirtschaft sich diametral entgegenstehen. Das Hauptgebiet, für welches dies gilt, ist die heute so aktuell gewordene Frage der Ausnützung der Wasserkräfte. Denn größere Dienstbarmachung der Naturkräfte und Entstehung neuer, blühender Industrien – das ist zweifellos ein Interesse der Volkswirtschaft. Und doch hat die Volkswirtschaft, gerade wenn ihr Zweck und ihre Aufgabe richtig verstanden werden, auch hier nicht allein mitzusprechen und jedenfalls nicht das letzte Wort. Die Lösung dieser Frage gehört unzweifelhaft zu dem Allerschwierigsten auf dem Gebiete des Heimatschutzes, und gerade sie ist in den modernen Industriestaaten eigentlich überall die gleiche, so daß diese unstreitig hier viel von einander lernen können. Austausch der auf den verschiedenen Gebieten getroffenen gesetzgeberischen und anderen Maßregeln und der damit erzielten Erfahrungen kann daher, bei aller nationaler Verschiedenheit im einzelnen, doch allen Ländern nur nützlich sein. Und wenn durch die Heimatschutzbewegung unzweifelhaft die nationale Differenzierung und Absonderung der Völker verstärkt wird, so wird dies ihren Beziehungen untereinander doch nur nützlich sein. Denn nur wer die eigene Heimat und Art liebt und schätzt – nicht in rohem, sich überhebendem Chauvinismus, sondern in verfeinerter Gesinnung und Erkenntnis ihrer kulturellen Bedeutung –, wird auch Heimat und Eigenart anderer achten.»

---

## Anschriften der Verfasser

Prof. Dipl.-Ing. Max Bächer, Bopserwaldstr. 40 G,  
7000 Stuttgart 1

Dr. Hugo Baumann, Forstamt Bebenhausen,  
7400 Tübingen

Dr. Ernst Hirsch, Hohgartenstr. 3, 7073 Lorch

Dr. Wolfgang Irtenkauf, An der Lehmgrube 35,  
7257 Ditzingen

Dr. Ehrenfried Kluckert, Vogelsangstr. 10,  
7403 Ammerbuch-Reusten

Willy Leygraf, Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1  
(Redaktion SCHWÄBISCHE HEIMAT)

Prof. Dr. Dr. h. c. Hans Mayer, Neckarhalde 41,  
7400 Tübingen 1

Eberhard Rothermel, Hundskapfklänge 42,  
7400 Tübingen 1

Dr. Adolf Schahl, Fornsbacher Str. 32, 7157 Murrhardt

Prof. Dr. Helmut Schönamsgruber, Bergstr. 9,

7517 Waldbronn/Albtal

Prof. Dr. Eberhard Stiefel, Stämmesackerstr. 109,  
7410 Reutlingen

Hans-Dieter Stoffler, Hermann-Römmel-Str. 19,  
7460 Balingen

Johannes Wallstein, c/o SCHWÄBISCHER HEIMAT-  
BUND, Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1

Prof. Dr.-Ing. Fritz Wenzel, Englerstr. 7,  
7500 Karlsruhe

Ulrike Wurster, Blumenmahdenstr. 9,  
7032 Sindelfingen

Ursula Zöllner, Stauffenbergstr. 71,  
7400 Tübingen 1

# Aus dem Suppentopf: Journalist läßt Geld für 141 Eigenheime verlosen.

Damals, 1925, war es noch eine Sensation: Baugeldauslosung von zarter Hand aus einem Suppentopf. Georg Kropp, Journalist und Gründer von Deutschlands erster Bausparkasse, strahlte, und das kleine Dorf Wüstenrot im idyllischen Schwäbischen Wald stand kopf.

Um 2,5 Millionen Mark ging es 1925, Baugeld für 141 Eigenheime. Heute geht es,

Werktag für Werktag, um 600x eigene vier Wände – um Baugeldzuteilungen von 6 bis 7 Milliarden Mark, Jahr für Jahr.

Nach und nach konnten Georg Kropp, seine Mitstreiter und Nachfolger, mehr als zwei Millionen

Familien zum eigenen Heim verhelfen.

Inzwischen ist Wüstenrot aber viel mehr als »nur« ein gemeinnütziges Bauspar-Unternehmen. Da

gibt es die »Hausbau Wüstenrot«, die »Wüstenrot Städtebau- und Entwicklungsgesellschaft« die »Wüstenrot-Bank für Wohnungswirtschaft« und die »Wüstenrot Lebensversicherungs-AG«.

Fertighäuser und Häuser zum Selberbauen nicht zu vergessen. Georg Kropp hätte seine Freude dran... auch wenn's heute – dank modernster Computer – nicht mehr so gemütlich zugeht, wie damals, bei der Suppentopf-Verlosung.



**wüstenrot**  
Der gute Grund für Ihr Eigentum.

# MITTEILUNGEN DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 4) – Fernruf: 22 32 43 – 9 bis 12 und 14 bis 16 Uhr, freitags bis 15.30 Uhr.  
Konten: Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30 27-701 – Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308  
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 14/35 502

## Veranstaltungen 1977

### Studienwoche im Schwarzwald (Fahrt Nr. 36)

Wissenschaftliche Leitung: **Dr. Wolfgang Irtenkauf**

**Standort: Lahr**

**Samstag, 25. Juni, bis Samstag, 2. Juli 1977**

**Abfahrt 13.30 Uhr vom Karlsplatz**

Teilnehmergebühren:

Fahrtkosten Stuttgart – Lahr und zurück DM 38,-

Kosten aller Studienfahrten insgesamt: DM 90,-

Teilnehmergebühr: DM 35,-

Bei einer Gesamtbuchung beträgt die Gebühr: DM 163,-

Vorläufiges Programm:

**Samstag, 25. Juni 1977**

13.30 Uhr Abfahrt vom Karlsplatz

20.00 Uhr Soiree

**Sonntag, 26. Juni 1977**

10.00 Uhr Stadtführung

14.30 Uhr Studienfahrt ins Umland von Lahr

**Montag, 27. Juni 1977, 8.30 Uhr**

**Professor Dr. Rudolf Metz**, Universität Karlsruhe

Referat und Exkursion: **Schwarzwald-Geologie**

**Dienstag, 28. Juni 1977, 8.30 Uhr**

**Dr. Wolfgang Irtenkauf**: Die Welt der großen Romanschriftsteller des 17. Jahrhunderts.

**Grimmelshausen und Moscherosch** (mit Exkursion)

**Mittwoch, 29. Juni 1977, 8.30 Uhr**

**Dr. Dieter Krauß**: **Kirchen und Klöster in Mittelbaden** (mit Exkursion)

**Donnerstag, 30. Juni 1977, 8.30 Uhr**

**Dr. Oswald Rathfelder**: **Wyhl, die Rheinauen**

**und Naturschutzprobleme im Elsaß** (mit Exkursion)

**Freitag, 1. Juli 1977, 8.30 Uhr**

**Dr. Wolfgang Irtenkauf**: **Auf die Höhen des Schwarzwaldes** (Hünersedel, Kandel, Landschaft am Westweg)

**Samstag, 2. Juli 1977, 9.00 Uhr Abfahrt nach Stuttgart**

Nach der Studienwoche in Kaufbeuren wird in diesem Jahr der Raum, in dem sich der Übergang vom Schwarzwald zum Rhein vollzieht, unser Ziel sein. Wir studieren Landschaft, Kunst und Geschichte dieses Gebietes, wollen aber auch einen Tag den aktuellen Brennpunkten dieses Landes am Kaiserstuhl (Wyhl, Rheinauen usw.) unsere besondere Aufmerksamkeit schenken.

Auch wenn sie mit dem Stauferjahr 1977 bestimmt nichts zu tun haben: die Probleme unserer Tage, ja unserer nächsten Zukunft haben Vorrang! Zum Beispiel: Energiepolitik

und Atomkraftwerk. Wyhl ist in aller Munde, besonders jetzt, nachdem gerichtliche Urteile ergangen sind. Blockieren sie die weitere Entwicklung? Stimmen die Einwände der Kernkraftgegner? Oder setzen wir leichtfertig Arbeitsplätze aufs Spiel, wenn Wyhl nicht gebaut wird? Im Elsaß stehen unsere Nachbarn vor der gleichen Frage, denn dort markiert der Name Fessenheim eine ähnliche unsichere Wegstation auf dem Weg in die Zukunft.

Man soll aus diesen hinweisenden Sätzen ersehen, daß eine Studienwoche es sich nicht leisten kann, einseitig zu sein. Einen Tag wollen wir uns in aller Ruhe – und das ist bei einer derartigen Woche eben möglich – mit Ministerialrat Dr. Oswald Rathfelder an Ort und Stelle darüber unterhalten, wollen das Für und Wider abwägen.

Aus dem Programm sind die Absichten dieser Studienwoche deutlich erkennbar: wir hoffen, in alle Fragen von Vergangenheit und Gegenwart eindringen zu können. Diese Woche soll einen – geben wir es doch zu – wenig bekannten Landstrich am Rand des mittleren Schwarzwalds bis an und über den Oberrhein erschließen helfen.

### Aktion Irrenberg 1977

(Fahrt Nr. 39 – Vgl. dazu den Aufsatz von Hans-Dieter Stoffler in diesem Heft!)

**Samstag, 13. August**

**Abfahrt 6.30 Uhr vom Karlsplatz in Stuttgart**

**Zusteigemöglichkeit** an der Fahrtstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg **nach Vereinbarung**  
Hinweis für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her, Treffpunkt ab etwa 8.00 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebietes Irrenberg.

Der größte Teil des Naturschutzgebietes Irrenberg ist im Besitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Zur Erhaltung seines schutzwürdigen Zustandes bedarf es einer jährlichen Mahd und eines systematischen und pfleglichen Ausholzens. Die für Maschinen unzugänglichen Partien (wie etwa die Ränder der Gebüsche) werden durch freiwillige Mäher ausgemäht. Das Mähgut wird dann auf Plastikbahnen auf den unteren Hangweg geschlittelt und von da abgefahren. Diese Aktion ist besonders beispielhaft für den guten Geist der Zusammenarbeit aller naturverbundenen Vereine, Körperschaften und Behörden.

Nur haben bei dieser seit Jahren stattfindenden Aktion stets Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES gefehlt, in dessen Besitz der größte Teil dieses Gebietes steht. In diesem Jahr soll sich das ändern. Wir zählen vor allem auf unsere jüngeren Mitglieder!

Die Aktion dokumentiert jedes Jahr den Willen der Bürger zur Erhaltung einer natürlichen Umwelt und gewährleistet die Pflege eines besonders schönen und wichtigen Naturschutzgebietes. Und das ist immerhin auch eine der Aufgaben des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES!

# Der Calwer Verlag

ist mit der Geschichte der Familie Hesse und mit der Stadt Calw, die ihm seinen Namen gab, eng verbunden. Hermann Hesses Großvater, Hermann Gundert, und sein Vater Johannes Hesse waren beide Geschäftsführer des damaligen Calwer Verlagsvereins.

Johannes Hesse, von 1886 bis 1905 Leiter des Verlags, veröffentlichte 1894 ein Buch über seinen Schwiegervater «Aus D. Hermann Gunderts Leben», erschienen in der «Calwer Familienbibliothek». Hermann Hesse selbst erlebte seine Kinderjahre in der geistig-geistlichen Luft eines theologisch-pietistischen Verlagshauses. Schon früh zeigt sich sein Widerspruch. Seine Mutter, Marie Hesse, schrieb 1892, Hermann habe bloß noch Phantasie, in der Arbeitszeit schaffe er nicht, sondern er dichte. Und doch: bis in die späten Werke Hesses bleibt diese Jugend in Calw gegenwärtig; vom Steppenwolf bis zum Glasperlenspiel – Mission, Indien, Bengel, das alles ist immer im Hintergrund.

Die Bücher und Schriften, die der Calwer Verlagsverein (seit 1885 auch in Stuttgart) in vielen Millionen Exemplaren und in fast allen Sprachen der Welt verbreitete, verpflichten den Calwer Verlag (so der Firmenname seit 1946) auf diese Tradition. Auch heute ist es die Aufgabe des Verlags, Werke der Theologie und Religionspädagogik sowie Schulbücher und Bücher zur Lebenshilfe zu veröffentlichen. Einige große Standardwerke, so z. B. das Calwer Bibellexikon (1. Auflage 1885, Gesamtauflage 80 000 Exemplare) oder die Calwer Bibelkonkordanz (1. Auflage 1893, Gesamtauflage ca. 60 000 Exemplare) sind in neuer Bearbeitung lieferbar. Auch heute erscheinen Bücher des Calwer Verlags in vielen Sprachen und Ländern, der Tradition verbunden, zugleich den Aufgaben unserer Zeit zugewandt.



DAS HAUS DES CALWER VERLAGSVEREINS

## AUTOREN DES CALWER VERLAGS HEUTE

Eine Auswahl:

Rainer Albertz, Johann Valentin Andreae, Jörg Baur, Oswald Bayer, Horst Klaus Berg, Peter Bloch, Erich Bochsinger, Martin Brecht, Herbert Breit, Helmut Claß, Hermann Dietzfelbinger, Otto Dürr, Walther Eichrodt, Hellmuth Frey, Helmut Frik, Karl Gutbrod, Markus Hartenstein, Martin Haug, Martin Hengel, Gerhard Hennig, Joachim Jeremias, Adolf Köberle, Johannes Kühlewein, Helmut Lamparter, Gottfried Mälzer, Rainer Mayer, Wolfgang Metzger, Friedrich Mildenerger, Gerhard Schäfer, Adolf Schlatter, Manfred Seitz, Walter Sparn, Rolf Walker, Claus Westermann.

Das Bild (aus Calw) ist eine Lithographie von Gunter Böhmer für das Buch von Adele Gundert «Marie Hesse». Ein Lebensbild in Briefen und Tagebüchern. D. Gundert Verlag, Hannover, DM 28,-

Calwer Verlag  
Hohe Straße 4  
7000 Stuttgart 1



Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND bittet seine Mitglieder, nach Kräften an dieser Pflegeaktion teilzunehmen, die ganz nebenbei auch ein recht vergnüglich-geselliges Unternehmen ist.

**Die Fahrt ist kostenlos, für Bewirtung ist gut vorgesorgt.**

## Jahreshauptversammlung in Esslingen am Neckar (Fahrt Nr. 51)

**Samstag, 1. Oktober, bis Sonntag, 2. Oktober 1977**

Für das Jahr 1977 haben wir Esslingen als Ort der Jahreshauptversammlung gewählt. Die alte, schon in vorgeschichtlicher Zeit besiedelte Stadt, erlangte bereits in der Merowinger-Zeit Bedeutung. 777 wird der Ort zum ersten Mal erwähnt. Die reiche Geschichte und ihre Entwicklung zum politischen und wirtschaftlichen Mittelpunkt der Gegend finden in den Themen und Exkursionen der Jahreshauptversammlung Beachtung. Das Tagungsprogramm erscheint in Heft 1977/3 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT.)

Wie in den vergangenen Jahren werden wir diese Veranstaltung in Verbindung mit der Gesellschaft für Naturkunde und dem Verband der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine durchführen.

Das Verkehrsamt der Stadt Esslingen vermittelt die Hotelunterkünfte direkt.

## Weitere Studienfahrten

Dazu wird auf das ausführliche Programm in Heft 1977/1 verwiesen. Für eine Reihe von Fahrten sind noch Anmeldungen möglich, so für die Nummern **29, 30, 32, 34, 36, 38, 39, 40, 41, 44, 45, 48, 49, 51, 53, 54, 55, 57, 59.**

Eine Reihe von Fahrten, vor allem die größeren im Rahmen des Sonderprogramms *Auf den Spuren der Staufer*, wa-

ren sehr schnell ausgebucht; nach Möglichkeit werden wir diese besonders gefragten Fahrten 1978 wiederholen. Inzwischen ergeben sich gelegentlich durch plötzliche Absagen noch bis kurz vor Fahrtbeginn Möglichkeiten nachträglicher Buchung. Auskünfte darüber können telefonisch bei der Geschäftsstelle eingeholt werden.

## Die Zukunft des ländlichen Raumes Tagung der Ev. Akademie Bad Boll 14. bis 16. Oktober 1977

Im Februar 1974 fand die erste gemeinsam von der EVANGELISCHEN AKADEMIE BAD BOLL und dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND veranstaltete Tagung statt. Sie beschäftigte sich mit Problemen des Städtebaus und der Stadtgestaltung. (Ausführlich über diese Tagung Heft 1974/4 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT.) Bei der Tagung im Oktober 1977 soll nun die ergänzende Frage nach der Zukunft des ländlichen Raumes gestellt werden. Es geht vor allem darum, ob und wie den Bewohnern ländlicher Gemeinden gleiche Lebenschancen und gleiche Lebensqualität geboten werden können wie denen, die in den verstäderten Zonen leben und Zugang zu allen Einrichtungen moderner Zivilisation und Kultur haben. Die Antwort auf diese Frage ist entscheidend dafür, ob und wie die weitere Entvölkerung der ländlichen Räume verhindert werden kann, ohne daß diese Räume ihre Eigenart verlieren. Die Tagung wendet sich vor allem an politisch oder technisch Planende (Gemeinderäte, Aufsichtsbehörden, Planungsbüros) und an die aktiv das Leben in ländlichen Gemeinden mitbestimmenden Bürger (z. B. auch Lehrer, Vereinsfunktionäre). Wegen der begrenzten Teilnehmerzahl empfiehlt es sich, der Geschäftsstelle jetzt schon mitzuteilen, wenn Interesse besteht, zu dieser Tagung eingeladen zu werden.

---

## Vortragsveranstaltungen 1977

Mittwoch, 9. November 1977, 19.30 Uhr  
Wilhelmshaus Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Dr. WOLFGANG IRTENKAUF

**HERMANN HESSE – zum 100. Geburtstag**

Freitag, 2. Dezember 1977, 19.30 Uhr  
Wilhelmshaus Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Professor Dr. Dr. h. c. Dr. h. c.  
HUGO MOSER (Universität Bonn)

**Dichtung der Stauferzeit –  
und ihre Erneuerung seit dem 18. Jahrhundert**

(Nibelungenlied, HARTMANN VON AUE, WOLFRAM VON ESCHENBACH, GOTTFRIED VON STRASSBURG und WALTHER VON DER VOGELWEIDE).

# Karawane Studien-Reisen

Unser Programm 1977 enthält viele  
interessante Reiseziele:

Italien	Ägypten
Sizilien	Äthiopien
Sardinien	Österreich
Maurisches Spanien	Rumänien
Wanderungen Schweiz	New York
Frankreich	USA-Rundreisen
London und Umgebung	Mexiko - Guatemala
England - Schottland - Wales	Kolumbien - Peru - Bolivien
Schottland	Galapagos - Amazonas
Norwegen	Südwestafrika
Nordlandkreuzfahrten	Südafrika - Rhodesien
Spitzbergen	Südwest- und Südafrika
Island	Ostafrika-Safari
Grönland	Israel - Heiliges Land
Finnland	Pakistan - Afghanistan
Gotland	Entlang dem Himalaya
Bornholm	Indien - Nepal
Griechenland	Ceylon - Südinien
Kreta	Indonesien
Istanbul	Japan - Taiwan - Korea
Ostanatolien	Weltreisen
Westtürkei	sowie Mittelmeer-Kreuzfahrten,
Malta	unsere ganz besondere
Nordafrika	Spezialität!

Gerne senden wir Ihnen unsere neuesten  
Programmübersichten 1977 unverbindlich zu.



Programme und Verlagsverzeichnisse,  
Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:

Büro für Länder- und Völkerkunde  
7140 Ludwigsburg Marbacher Str. 96 Ruf (07141) 51091

# WÜRTEMBERGISCHE BANK

## Bankleistungen „en gros“ Beratung „en détail“

Mit einem Girokonto nutzen Sie bei uns nur einen  
kleinen Teil unserer Leistungen.  
Service und Angebot sind so vielfältig,  
daß wir auf jede Frage eine persönliche  
Antwort geben können.

Leistungsbeispiele:  
Unser Lose-Blatt-Sparbuch macht Schluß  
mit dem lästigen Nachtrag (Prinzip  
„Kontoauszug“). Eine Spezialität  
bei uns: Gold- und Silbermünzen.  
Auch im Abonnement. Außerdem:  
Wertpapier-Depots, Bank-Schließfächer,  
Reise-Zahlungsmittel.  
Besuchen Sie uns doch mal.



## WÜRTEMBERGISCHE BANK

Stuttgart, Ebersbach, Göppingen, Hechingen, Herrenberg, Metzingen,  
Nürtingen, Ravensburg, Reutlingen, Schorndorf, Sindelfingen, Tübingen,  
Uhingen, Ulm, Villingen-Schwenningen



## BRILLEN Contact-Linsen

Optiker

# PESCHKE

Stuttgart, Rotebühlplatz 15, beim Wilhelmsbau

Neuausgabe der berühmten Tübingensie

Theodor Haering

# Der Mond braust durch das Neckartal

Ein romantischer Spaziergang durch das nächtliche  
Tübingen, neu herausgegeben von Stephan Kaiser, mit  
zwölf Bildern von Christoph Brudi  
200 Seiten, gebunden 25 DM



im Kainer Wunderlich Verlag



## Publikumsliedling Nr. 1 beim Kodak-Fotobuchpreis 1976

### Stuttgart

Text: Thaddäus Troll  
Fotos: Siegfried Himmer

Neu: erweitert um den aktuellen  
Bundesgartenschau-Teil

160 Seiten, ca. 38,- DM,  
dreisprachig

Gewaltige Aufbauleistung und reizvolle  
Idyllen abseits des Stadtgewimmels,  
mit Raffinesse und Einfühlungsvermögen  
fotografiert –

Kluge, leicht lesbare, mit subtilem Humor  
und tiefer Kenntnis der Schwabenmetropole  
geschriebene Texte –

Ein Bildband, so recht zum Schenken!

**belser verlag**   
Postfach 10 02, 7000 Stuttgart 1

### L. Feigenbutz, Der Kraichgau und seine Orte.

Dieses Standardwerk für den Heimatfreund u.-Forscher  
beschreibt 73 Gemeinden des landschaftlich so reiz-  
vollen Gebiets zw. Schwarzwald und Odenwald, zw.  
Rhein und Neckar von der Urzeit bis ins 19. Jahrhd.  
Dazu S. F. Sauters, »Alte Nachrichten v. Flehingen«  
Umfang 428 S. geb. DM 30,- ISBN 3-7644-0083-8

### Das Grossherzogtum Baden

Beschreibung des ganzen Landes: Geographie, Geologie,  
Geschichte, Mundart, Bevölkerung usw. Mit Ortsregister.  
Umfang ca. 1000 S. geb. DM 38,- ISBN 3-7644-0083-8



**Horst Bissinger KG. Verlag und Druckerei**  
7031 Magstadt bei Stuttgart Postfach 1148



### „Gastliches Härtsfeld“

Beliebtetes Wander- und Erholungs-  
gebiet der Schwäbischen Ostalb.  
Reizvolle Landschaft, weite Waldungen,  
Wacholderheiden, sehenswerte

Kunstdenkmäler, darunter die weltberühmte Abteikirche Neres-  
heim. Vielseitige Erholungsmöglichkeiten, Wandern, Schwim-  
men, Bootfahren, Segeln, Motor- und Segelflugsport, Tennis,  
Minigolf, Reiten, Kutschfahrten.

Gemütliche Gasthöfe, Pensionen, Ferienwohnungen und  
kinderfreundliche Bauernhöfe. Vollpension ab 19,- DM.

Prospekte vom Verkehrsverband „GASTLICHES HÄRTS-  
FELD“ e. V. Geschäftsstelle Rathaus 7921 Nattheim-Auernheim,  
Tel. (0 73 26) 3 47

### Urlaub + Kunsterlebnis mit Wohnmobil!

Mit meinem Wohnmobil möchte ich 1977/79 Kunst-,  
Kultur- und Erlebnisreisen in verschiedene Länder  
unternehmen.

Ich suche jeweils 1–3 Mitreisende, mit denen solche  
Reisen, gut vorbereitet, fördernd, erholsam, gesellig  
und sinnvoll zu gestalten sind.

**Erwünscht:** Führerschein, Nichtraucher, Alter und  
Geschlecht gleichgültig. Kostenbeteiligung  
i. R. der Möglichkeit.

Anfragen jetzt oder später mit Angabe ihrer Interessen,  
Kenntnisse, Vorstellungen beantworte ich in jedem Fall.  
**F. A. Meiners, Lederstr. 36, 7260 Calw**

### Die Stadthalle Sindelfingen



Tagungsstätte von internationalem Ruf  
großzügig – modern –  
ausgezeichnete Gastronomie  
bietet sich an.

In der Nähe von Stuttgart, über die B 14,  
Autobahnausfahrten Stuttgart Südwest  
und Leonberg zu erreichen.

Mehrere Säle – 1600 Personen Fassungs-  
vermögen – drahtlose Simultananlage –  
Großer Parkplatz

Auskunft: Städt. Verkehrsamt, 7032 Sindelfingen  
Postfach 180, Telefon 61 01 – 3 22

# Calw



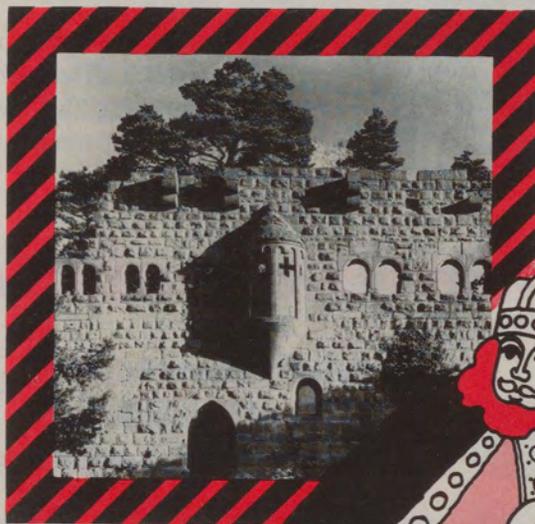
### die Schwarzwaldstadt der malerischen Fachwerkhäuser

Calw mit seinen Stadtteilen Altburg,  
Hirsau (staatlich anerkannter Luftkur-  
ort), Holzbronn und Stammheim  
bietet Ihnen neben Waldreichtum  
und Ruhe herrliche Wandermöglich-  
keiten. In gesunder Schwarzwaldluft

und in reizvoller abwechslungsreicher  
Umgebung finden Sie bei uns Ruhe,  
Erholung und Abwechslung. Im Jahr  
1977 feiert die Stadt Calw den  
100. Geburtstag von Hermann Hesse.  
Volkshochschule und Stadt Calw be-  
gehen dazu zahlreiche Gedenk- und  
Festveranstaltungen, zu denen seine  
Heimatstadt herzlich einlädt. Ver-  
anstaltungsprogramme dazu über-  
senden wir Ihnen gerne.

Bitte wenden Sie sich dazu an das  
Verkehrsamt der Stadt Calw,  
Aureliusplatz 10, 7260 Calw-Hirsau,  
Telefon (0 70 51) 18 96.

# Neue Bücher zum Stauferjahr aus dem Konrad Theiss Verlag



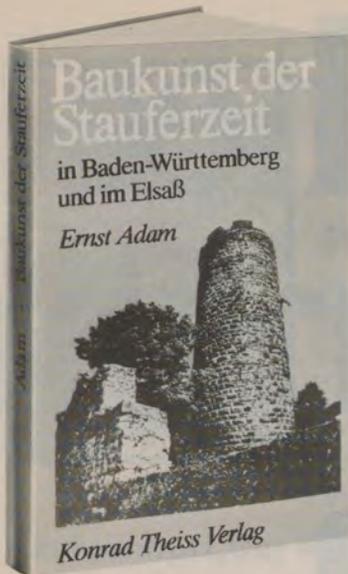
Ernst Adam

## Baukunst der Stauferzeit in Baden-Württemberg und im Elsaß

248 Seiten mit 118 Abbildungen. Flexibler Plastikeinband DM 19,80

Die Höhepunkte staufischer Burgenbaukunst, die staufischen und Zähringer Städtegründungen, die großartigen romanischen und frühgotischen Kirchenbauten und Klosteranlagen werden in Text und Bild beschrieben. Über 20 noch sichtbare und sehenswerte Baudenkmäler in Baden-Württemberg, im Elsaß und in den Schweizer Randgebieten werden von Dr. Ernst Adam, Kunsthistoriker an der Universität Freiburg, vorgestellt. In einer Einführung gibt der Autor einen umfassenden kunstgeschichtlichen Überblick.

Dieser handliche Führer bildet die informative und unentbehrliche Ergänzung zum Fahrtenprogramm, das der Landesfremdenverkehrsverband Baden-Württemberg zum Stauferjahr anbietet, für Studienfahrten, Besichtigungen und Wochenendausflüge.



Manfred Akermann · Traute Uhland-Claus

## Bauzeugen der Stauferzeit im östlichen Schwaben

100 Seiten mit 59 teils farbigen Abbildungen. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag DM 28,—

Ein Bildband über die staufischen Bauzeugnisse zwischen Kaiserbergen, Ostalb, Ries, Donau und Ellwanger Bergen. Ausgangspunkt ist das Stammland der Staufer um Lorch und Schwäbisch Gmünd. Außer den bekanntesten staufischen Baudenkmälern zeigt dieses Buch weniger bekannte historische und kunsthistorische Sehenswürdigkeiten der Stauferzeit. Besondere Höhepunkte bilden die romanischen Kirchen in Brenz und Ellwangen und die Burg Katzenstein.

Aus den künstlerischen, teils farbigen Aufnahmen von Traute Uhland-Claus wird deutlich, welche unverwechselbaren Akzente die staufische Baukunst dieser Landschaft aufgeprägt hat. Manfred Akermann, profunder Kenner staufischer Geschichte und romanischer Baukunst schrieb die höchst informativen Texte.



Hans-Martin Maurer

## Der Hohenstaufen

Geschichte der Stammburg eines Kaiserhauses

Ca. 200 Seiten mit ca. 14 Kunstdrucktafeln. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag ca. DM 28,—

Hans-Martin Maurer ist der Geschichte der Stammburg der Staufer anhand neuer oder bisher nicht genügend gewürdiger Quellen nachgegangen. Die Burg Hohenstaufen und das staufische Kernland als Ausgangspunkt staufischer Machtentfaltung stehen im Mittelpunkt dieses grundlegenden Beitrags zum Stauferjahr. Dabei werden die Herrschafts-, Abhängigkeits-, Verwaltungs- und Besitzverhältnisse dargelegt und die politischen und sozialen Grundstrukturen vom Autor so herausgearbeitet, daß dieses Buch zum Verständnis der Ausbreitung des staufischen Imperiums eine ganz neue Grundlage schafft. Darüber hinaus verfolgt der Autor die Geschichte der Burg





Walter Ziegler (Hrsg.)

## Stauferstätten im Stauferland

Herausgegeben von Walter Ziegler unter Mitarbeit von Karlheinz Bauer, Klaus-Jürgen Herrmann und Dieter Kauß. 48 Seiten mit 22 Fototafeln. Kartoniert mit vierfarbig bedrucktem Umschlag DM 3,90  
Ein illustrierter Kurzführer als Ergänzung zur Stauferausstellung und zum Besuch der Stätten, von denen die Stauer ihren Ausgang nahmen.

## Stauferstädte in Baden-Württemberg

### Veranstaltungen und Sehenswürdigkeiten im Stauferjahr

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Stadtgeschichtsforschung, Stadtsoziologie und städtische Denkmalpflege e. V. 176 Seiten. Kartoniert. DM 2,80

Führungen, Lichtbildervorträge, Ausstellungen, Exkursionen, Historische Festzüge, Wissenschaftliche Vorträge, Rundfahrten, Musik und Theater, Tagungen, Museen, Publikationen.



## Museen in Baden-Württemberg

Herausgegeben vom Museumsverband Baden-Württemberg e.V. mit Unterstützung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg. 2. Auflage 1977. Ca. 300 Seiten mit 95 Abbildungen auf 72 Tafeln. Flexibler Plastikeinband DM 22,—

„... ein handlicher Führer durch die (394) Museen aller Art des Landes Baden-Württemberg. Bei den in alphabetischer Ordnung aufgeführten Museumsarten findet man Angaben über Öffnungszeiten, Eintrittspreise und Geschichte des jeweiligen Museums. Der Anhang enthält eine Aufzählung der Museen von spezieller Bedeutung wie solcher für Kulturgeschichte, Kunst, Landwirtschaft, Weinbau, Technik, Völkerkunde, Vor- und Frühgeschichte und der zahlreichen Freilicht-, Schloß- und Burgmuseen. Ein Personenregister, zwei Übersichtskarten und vorzügliche Fotos ergänzen den Band. Seit seinem 25jährigen Bestehen gab es noch keine derartige aufschlußreiche Zusammenstellung der vielen Museen des Landes Baden-Württemberg. Wichtig für Urlauber, aber auch für Einheimische.“ Die Zeit, Hamburg



KNITZ (Hermann Freudenberger)

## Stuttgart

### Ein Führer durch Stadt und Landschaft. Mit siebenfarbigem Stadtplan

304 Seiten mit 72 teils farbigen Abbildungen und siebenfarbigem Stadtplan in Lasche, ausführliche Register. Flexibler Plastikeinband DM 19,80  
Pünktlich zur Bundesgartenschau 1977 und zur großen Stauferausstellung erscheint dieser Stuttgartführer, der nicht nur den Besuchern dieser Stadt, sondern auch den Stuttgartern selbst bald ein unentbehrlicher Begleiter sein wird. — Aus dem Inhalt: Geschichtlicher und städtebaulicher Überblick. Historische Gebäude. Straßen, Schlösser, Gärten. Kirchen. Denkmäler und Brunnen. Aussichtspunkte, Panoramastraßen, Stäffele. Stadtteile. Ausflugsorte. Museen. Theater. Konzerte. Universitäten. Schwäbisches. Industrie, Landwirtschaft, Wein. Verkehr. Krankenhäuser. Stuttgart für junge Leute. Mineralbrunnen. Bäder. Sportstätten. Hotels. Gaststätten. Stichwortverzeichnis.

Otto Borst

## Stuttgart

Die Geschichte der Stadt

584 Seiten, davon 56 Kunstdruckseiten mit 93 Abbildungen, 3 Karten, Zeittafel, Quellen- und Literaturverzeichnis, ausführliche Register. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag DM 49,—

„Dies ist in der Tat Geschichtsschreibung, wie ich sie liebe. Erzählte Geschichte, mithin unterhaltend und spannend . . . dank aller wissenschaftlichen Gründlichkeit kommt die Kontinuität dieser Stadtgeschichte großartig heraus von den sonderbaren Ursprüngen bis zu dem, was heute ist. Ich habe den Unterschied zwischen dem Stadtcharakter, sagen wir Münchens und Stuttgarts, wohl immer gespürt; worauf er geographisch und historisch beruht, ist mir erst jetzt klar geworden.“ Golo Mann

„Das großartigste Werk, das über die Landeshauptstadt geschrieben wurde Baden-Württemberg, Karlsruhe

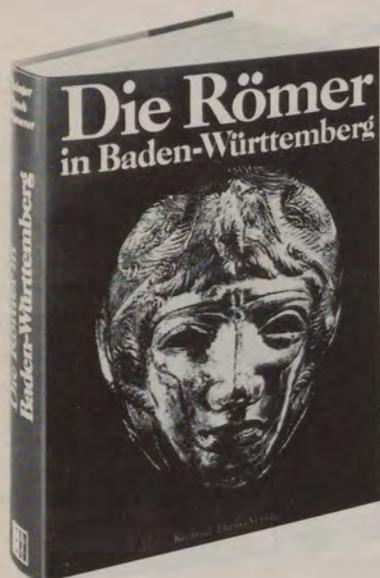


## Die Römer in Baden-Württemberg

Herausgegeben von Philipp Filtzinger, Dieter Planck und Bernhard Cämmerer unter Mitarbeit namhafter Archäologen. 2. Auflage 1976. 600 Seiten mit 340 Plänen und Fotos, 76 Kunstdrucktafeln mit 162 z. T. farbigen Abbildungen. Zeittafel, ausführliche Register. Mehrfarbige Reliefkarte Baden-Württemberg. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag DM 59,—

Mit diesem großen Sachbuch und Nachschlagewerk wurde erstmals eine umfassende Veröffentlichung über die Geschichte der Römer in Südwestdeutschland und ihre archäologischen Zeugnisse geschaffen.

Teil I: Geschichte der Römer in Südwestdeutschland, Zivilisation und Religion. Teil II: Ausführliche Topographie, lexikalisch nach Fundorten und Museen (von Aalen bis Zwiefalten) geordnet. Übersicht über alle wichtigen Funde und sichtbaren Bodendenkmäler in Baden-Württemberg. Für den Fachmann und den interessierten Laien ein unentbehrliches Sachbuch und Nachschlagewerk und ein praktischer archäologischer Führer.



Diese Bücher erhalten Sie bei:

## Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern in Baden-Württemberg

Im Auftrag der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern herausgegeben von Wolfgang Kimmig

### Band 4: Lebendige Archäologie

Ein Kurzführer zu den restaurierten Bodendenkmälern in Baden-Württemberg, bearbeitet vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. 172 Seiten mit 121 Abbildungen und Plänen. Kartoniert DM 15,—

### Band 5: Der Magdalenberg bei Villingen

Ein Fürstengrabhügel des 6. vorchristlichen Jahrhunderts. Von Konrad Spindler, mit Beiträgen von E. Hollstein und E. Neuffer. 112 Seiten mit 73 Abbildungen und Plänen. Kartoniert mit vierfarbig bedrucktem Umschlag DM 15,—

Früher erschienen:

**Band 2: Der Heidengraben bei Grabenstetten** Von Franz Fischer. DM 10,—

**Band 3: Eiszeithöhlen im Lonetal** Von J. Hahn, H. Müller-Beck, W. Tautz

DM 12,—



232 Seiten, 17x24 cm,  
153 Abbildungen, Reproduktionen und Karikaturen  
Ganz-Leinen, 19,50 DM

Weitere Titel von Paul Sauer:  
Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus, 58,- DM  
Beilharz-Chronik, 39,- DM

Süddeutsche  
Verlagsgesellschaft  
Ulm

Postfach 3660, 7900 Ulm (Donau), Telefon (0731) 6 24 47



240 Seiten, 17x24 cm,  
mit 84 Abbildungen  
und Dokumenten,  
Ganz-Leinen, 29,70 DM

## Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart

### Kurt Leipner Chronik der Stadt Stuttgart 1949-1953

Band 27. 442 Seiten  
Leinen. 24,50 DM  
ISBN 3-12-910420-8

Die Chronik schildert die ersten Jahre nach der Währungsreform. Die Lebensmittelversorgung ist nunmehr gesichert, Kälte nicht mehr zu fürchten, Mangel an Strom und Gas tritt kaum noch auf. Allein die Wohnungsnot greift noch fühlbar in das Leben der Menschen jener Jahre ein. Vor allem aber kann man jetzt darangehen, nach der Sicherung der rein materiellen Lebensbedürfnisse den geistigen und kulturellen Wünschen und Notwendigkeiten mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Aus diesem Grunde ist der Bereich der Kulturgeschichte der Stadt besonders ausführlich dargestellt.

Ernst Klett Verlag

## Säcke, Körbe, Kisten

Gute Geschäftsleute wissen, ob Ihnen beim Waren-Ein- und -Ausgang Nachteile entstehen, z. B. mit einer altmodischen Waage, die zu langsam und zu ungenau arbeitet. Oft wird hier von den Arbeitskräften nicht gerade das Geschäftsinteresse im Auge behalten und auf Genauigkeit geachtet.



Je nach Erfordernis, können Sie zwischen Bock- und Bodenauführung und jeweils 25, 50 oder 100 kg Höchstlast wählen. Alle N-Waagen sind geeicht und arbeiten vollautomatisch nach dem Federmeßprinzip, das kürzeste Wägezeiten gewährleistet. Aufgrund rationeller Serienfertigung erhalten Sie mit einer N-Waage die bekannte hohe Bizerba-Qualität zu einem günstigen Preis.

Bitte fordern Sie weitere Informationen, wenn Sie über lohnende Investitionen entscheiden. Postkarte mit Vermerk „N-Waagen“ genügt: Bizerba, Postfach 1140, D 7460 Balingen 1



Hier ist Ihnen die neue Bock- und Bodenauführung N ein unbestechlicher Helfer. Schnell und exakt kontrolliert sie alle aus- und eingehenden Waren. In Säcken, Körben oder Kisten. Sie verträgt auch harten Umgang schadlos und arbeitet über viele Jahre hart in Ihrem Geschäftsinteresse.

**BIZERBA**  
WAAGEN- UND MASCHINENFABRIKEN

## Schurwald – Esslingen – Filder

Reihe Natur – Heimat – Wandern. Herausgegeben vom Schwäbischen Albverein. 176 Seiten mit 50 Abbildungen und Kartenskizzen. Kartoniert DM 12,-  
Aus dem Inhalt: Die Landschaft – Geologie – Pflanzenwelt – Tierwelt – Die Stadt Esslingen und ihr Umland – Baugeschichtlicher Rundgang durch die Stadt – 2 Rundfahrten und 30 reizvolle Wanderungen.



Konrad Theiss Verlag  
Stuttgart und Aalen

## Esslingen am Neckar – sympathisch und sehenswert



Industrie- und Schulstadt mit 1200jähriger Tradition und dem einzigen vollständig erhaltenen mittelalterlichen Stadtkern im Mittleren Neckarraum. Malerisch gelegen zwischen Obstgärten, Wald und Weinbergen. Bedeutende Bauwerke, schwäbische Gastlichkeit und eine lebhaft City.

Information:  
Kultur- und Freizeitamt/Stadtinformation, 7300 Esslingen am Neckar, Marktplatz 16, Telefon (07 11) 35 12 – 4 41/6 45.

## Das Ulmer Münster

H. Baumhauer und J. Feist



## Hermann Baumhauer · Joachim Feist Das Ulmer Münster

108 Seiten mit 71 Kunstdrucktafeln, davon 11 farbig. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag DM 28,-. ISBN 3 8062 0164 1

Das Ulmer Münster als Gesamtkunstwerk und als ein Monument von 600 Jahren europäischer Baukunst ist das Thema dieses Buches.

Von dem Kunstlichtbildner Joachim Feist in durchweg neuen Aufnahmen meisterhaft eingefangen und im Detail herausgearbeitet, ist es nicht nur ein Bildband und Erinnerungsbuch, sondern zugleich Kunst- und Kirchenführer, der zum Entdecken anleitet und zum Schauen und Verstehen hinführt.

Mit großem Einfühlungsvermögen haben Fotograf und Textautor zusammengewirkt, um einen lebendigen Eindruck dieses imponierenden Zeugnisses bürgerlicher Selbstverwirklichung des Mittelalters in Text und Bild zu vermitteln.

Hermann Baumhauer, ein besonderer Kenner schwäbischer Kunst und Geschichte, hat die Baugeschichte des Ulmer Münsters in ihren wichtigsten Phasen bis zu den jüngsten Renovierungen zusammengefaßt. Er versteht es vor allem, die mystische, religiöse Bilderwelt des Mittelalters dem heutigen, unbefangenen Betrachter deutlich werden zu lassen und verständlich zu machen.

Elmar  
D. Schmid

## Nördlingen - die Georgskirche und St. Salvator

Konrad  
Theiss  
Verlag



Elmar D. Schmid

## Nördlingen - die Georgskirche und St. Salvator

228 Seiten mit 60 Kunstdrucktafeln, davon 12 farbig. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag DM 36,-. ISBN 3 8062 0167 6

Noch heute zeugt ein fast unversehrt erhaltenes Stadtbild von der Bedeutung Nördlingens im hohen Mittelalter. Noch heute bildet die Georgskirche mit dem Wahrzeichen Nördlingens, dem »Daniel«, den weithin beherrschenden Mittelpunkt der Stadt.

Die Georgskirche in Nördlingen ist eines der bedeutendsten Gesamtkunstwerke deutscher Gotik, eine Hallenkirche von eindrucksvoller Helle und stilistischer Einheitlichkeit. Sie birgt einen der schönsten und aufwendigsten Altäre dieser Zeit, für den die besten Künstler herangezogen wurden.

Hauptthema dieses Buches ist die Baugeschichte der Kirche und die Geschichte ihres Hauptaltars.

Die Ausführung des Hochaltars stand unter der Regie von Friedrich Herlin. Er schuf auch die Tafelbilder. Die Plastiken, ebenfalls jüngst in München restauriert, sind von einer Schönheit, die Kunstkenner seit Jahrzehnten fasziniert und über deren Herkunft viel gerätselt wurde. Elmar D. Schmid geht dieser Frage nach und gibt eine Gesamtwürdigung von Künstlern und Kunstwerk. Das Buch bildet gleichzeitig einen wichtigen Beitrag zur Stadt-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte Nördlingens.

Meisterhafte farbige und schwarzweiße Fotos von Hans-Uwe Furtwängler und Alfons Glocker machen das Buch zu einem Kunstband von besonderer Qualität.



Konrad Theiss Verlag  
Stuttgart und Aalen